

Dialect und Dialectdichtung der Deutschen.

Manchen Hochlandssteirer mag es Wunder nehmen zu hören, daß seine Landsleute deutscher Zunge an die achterlei „Sprachen“ sprechen und daß es mehr als Einen Winkel gibt, in welchem der zugereiste den ansässigen Stammesverwandten kaum zu verstehen vermag. Freilich sind unter diesen Sprachen nur verschiedene Mundarten gemeint, aber immerhin hält es schwer, dieselben insgesammt unter den Einen bajuwariſchen Hut zu bringen. Die gegenwärtige Sprechweise gestattet da und dort noch Lauten einer anderen früheren vorzuschlagen, ähnlich wie ein Palimpsest an verschiedenen Stellen die ursprüngliche, sonst weggetilgte Schrift durchschimmern läßt. Im eigentlichen Hochland ist der Dialect noch einheitlicher und ausgeglichener, wogegen im westlichen und östlichen Hügelland, da wo die Landkarte den großen Einbug hat, die mundartliche Musterkarte auffallend reich und bunt ist. Das hängt offenbar mit der Besiedelungsgeschichte des Landes zusammen; im gebirgigen Theile sind die Deutschen früher und in großer, dem Stamme nach geschlossener Masse auf einmal sesshaft geworden, während in der mittleren Zone das deutsche Einwanderungsgeschiebe als jünger, als ruckweise vorgeritten und, der Herkunft nach, als gemischter sich erweist. Die vielen Schlösser — einst Burgen und weitgebietende Herrensitze —, welche vom Hochland herab bis zur heutigen Sprachgrenze sich staffelweise an einander reihen, sind dafür im Westen eine ebenso deutliche Erscheinung als östlich in noch längerer Ausdehnung die Aufeinanderfolge von einst besetzten Grenzstädten wie Friedberg, Hartberg, Fürstenfeld und Radkersburg. Auch sind nicht bloß Herren baierischen Stammes, sondern auch Schwaben, Franken und selbst Niederdeutsche ins Land gezogen, und die kriegerischen Gebieter brachten sicherlich Gefolge und Gefinde je ihrer engeren Landsmannschaft mit, das sich ausbreitete, bis es an die Grenzen einer anderen festen Herrschaft stieß. Auf einem ziemlich eng umschriebenen Flecke des westlichen Hügellandes glaubt man niederdeutschen Anklängen zu begegnen; der Kiegersburger im Osten will sich noch seiner schwäbischen Herkunft erinnern; an Fränkisches wird man diesseits der Lafnitz gemahnt und die aus Ungarn herüberragenden Heanzen sind ihrem genaueren Ursprunge nach noch immer ein Räthsel.

Halten wir nun Ober- und Mittelsteiermark in mundartlicher Beziehung gegen einander, so will uns als durchgreifende und allgemeinste Verschiedenheit bedünken, daß der Hochländer die einfachen Vocale, wo er von ihnen Gebrauch macht, rein ausspricht, während sein östlicher und südlicher Landsmann dieselben durch Vorschlag oder Nachklang in Doppel- und selbst dreifache Laute verwandelt. Man braucht nur vom Mürzthal aus über die Fischbacher Alpen oder von kärntnischer Seite über die Korralpe zu setzen, um auf diese eigenthümliche Schwellung der Selbstlaute zu stoßen. Am entschiedensten ist sie im

Sulmthale ausgeprägt, aber mit mancherlei Abweichungen und Schwächungen pflanzt sie sich trotz Mur und trotz Raab bis an den gedachten nordwestlich streichenden Gebirgszug fort und selbst weit jenseits der Mürz, um Alflen, Maria-Zell und Eisenerz herum wird man durch vereinzelt „sou“, „wounn“ und dergleichen noch an sie erinnert. Von der Stub- und Gleinalpe her erhält sich die reinere Vocalisation bis über das Grazer Feld hinaus; aber freilich, zwischen der Paß, dem Rosenkogel und der Landeshauptstadt liegt dafür ein um so eigenthümlicheres mundartliches Gebiet, auf welchem das bajuvarische trübe a, auch zum Theil dessen e und o mit dem hellen a eines anderen deutschen Stammes um die Oberhand ringt, um Hitzendorf herum mit mehr, auf dem Stainzer Boden mit weniger Erfolg.

Tritt nun das Mundartliche in Obersteier auch geschlossener auf, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es sich gegen Oberösterreich, wohl der alten Verbindung mit den Wels-Lambachern, den Traungauern und ihrer Stadt Stira eingedenk, gern schmeidigt. Dem Obersteierer diesseits der Enns kommt das Österreichische allerdings geschäftig wie die Sprache eines Krämers vor und das Volkslied des Steirers ist lyrisch, während das des Oberösterreichers mit Vorliebe erzählend und schwankhaft auftritt; anderseits ist es aber doch auch wieder bezeichnend für die gute Nachbarschaft, daß das für echt steirisch geltende „Hoamweh“: „Wo i geh' und steh', thuat mir's Herz so weh' um mei Steiermark u. s. w.“ vom Oberösterreichler Anton Schoßer (1801 bis 1849) herrührt, dessen Muße so recht zwischen der Enns und der Traun daheim war. — Für den Umstand, daß Kärnten einst so tief ins Obersteirische hinein ragte und die Grenze zwischen beiden Ländern sich so spät (1035) erst endgiltig festsetzte, ist es auffallend, daß die mundartliche Vermischung zwischen hüben und drüben nicht größer ist. Schon auf dem Obbacher Sattel verlieren sich das Füllsel „lei“, die verkleinernden „=lan“, die Mehrzahlendungen „=nan“ und die schwachen Perfectbildungen wie „g'lachn“¹. „Aft“ oder „astn“ steirisch und „nacher“ kärntnisch trennt stellenweise auffallend, wo nicht die vermittelnde tautologische Formel „aft nacher“ auftritt. Am gedachten Sattel und am Einödpaß steifte sich ein alter Tauriskerrest gegen die späteren Grenzkarantanen. Mehr Kärntnisches drang über die Paß ins obere Rainachthal, denn die „blüameißn Zanla“, die „brinnroatn Wangla“, die „Tänbla“ und „Stanla“ haben nicht weit auf die „Zahulan“, „Wanglan“ u. s. w. im Lavantthale, und wenn beispielsweise der Voitsberger auf die Frage des Gutsherrn nach Rebhühnern dummpfiffiger Weise antwortet: „Na, un(b) scha wia! Dali Voamlan send vull va se(n)“, so sind wir mit diesem Mehrzahl-dativ von „sö“ ganz entschieden auf kärntnischem Dialectboden. — Salzburgisches drang über Tamsweg und den Radstadter Tauern ins Land, sickerte aber kaum fühlbar durch den Mandlingpaß ins Ennsthal, das

¹ gelacht.

sich heutzutage fast ebenso spröde noch gegen das Nachbarland verhält wie damals, da es ein selbständiger Gau war. Über etliche putzige Redewendungen, wie: „*Is eh recht!*“ — „*Is van Ding!*“ — „*Öppa schon*“ hinaus dürfte sich die Aneignung überhaupt nicht erstrecken. Der alte Merian bemerkt, daß man in Obersteier „etwas subtiler“¹ deutsch rede als im Salzburgischen und Baiarischen. Dieses Lob ist nicht recht greifbar, denn das Obersteirische klingt eben nicht fein, klingt beispielsweise lange nicht so leutselig und zutraulich als das kärntnische Deutsch; es ist eher wortfaul, klobig, holzschnittartig im Humor und von einer Nachdrücklichkeit im Tonfall, die selbst in gleichgiltigen Fällen sich oft wie übellaunig, meisternd und polternd ausnimmt. Von diesem obersteirischen Schlag ist vorwiegend sogar die landeshauptstädtische Redeweise.

Über Pütten und Aspang weht von altersher viel österreichischer Wind ins Land. Diesseits des Wechsels kann man Reden auffangen, wie: „*Du geahst ja schon völli mit an Stecka*“ — „*'s Wagerl han i brocha*“ — „*i geh Kirra oder Kircha*“ — „*Wocha*“ und „*Wötta*“. In den vormärzlichen Tagen konnte sich die Dialectkunst eines Castelli, Klesheim und Hans Jörgel sogar in Graz als steirisch aufspielen, wogegen sich allerdings bald das Hitzendorfer'sche als „ursteirisch“ auflehnte. Wenn also hier Niederösterreich tief einschneidet, so ist anderseits nicht zu leugnen, daß um den Schneeberg und die Karalpe die steirische Zunge vorflingt.

Wir haben also zunächst die Theilung unseres Sprachgebietes in die beiden mundartlichen Hauptgruppen und sonach eine ausreichende Landesgrenzbegehung vorgenommen. Nunmehr wollen wir uns da und dort, auf besonders classischem Boden die Sprechweise des Volkes vernehmlicher ans Ohr klingen lassen. Südlich reicht die deutsche Sprache, als undurchsicht, bis an den Posruck und die Windischen Büchel, beziehungsweise bis an die Drau und die untere Mur.

Was Untersteier betrifft, so ist, wie schon vor zweihundert Jahren geschrieben wurde, „dieses zu merken, daß man mehrertheils Deutsch in den Städten, auff dem Land aber Windisch oder Sclavonisch redet, wiewol vor Gericht in Teutscher Sprach gehandelt wird, auch die Landesfürstliche Befelch in selbiger ausgehen“.

Wenn wir nun vom Posruck aus gegen das Hochland vorrücken — die deutsche Besiedlung hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen —, so stoßen wir zunächst auf den weichen, zumeist mit Doppellauten geschwängerten Sulmer Dialect. Gleichgiltig, ob wir ihn in „*Gibaschwoal*“, „*Wis*“, „*Gleifstötten*“ oder sonstwo bis „*Lanscher*“ oder „*Leimaz*“ (wie der „*Ursteierer*“ die Ortsnamen spricht und schreibt), ob wir ihn im Krug, auf dem Marktplatz, in der Gerichtsstube, an der Regelpudel oder im „*Schwoagwald*“

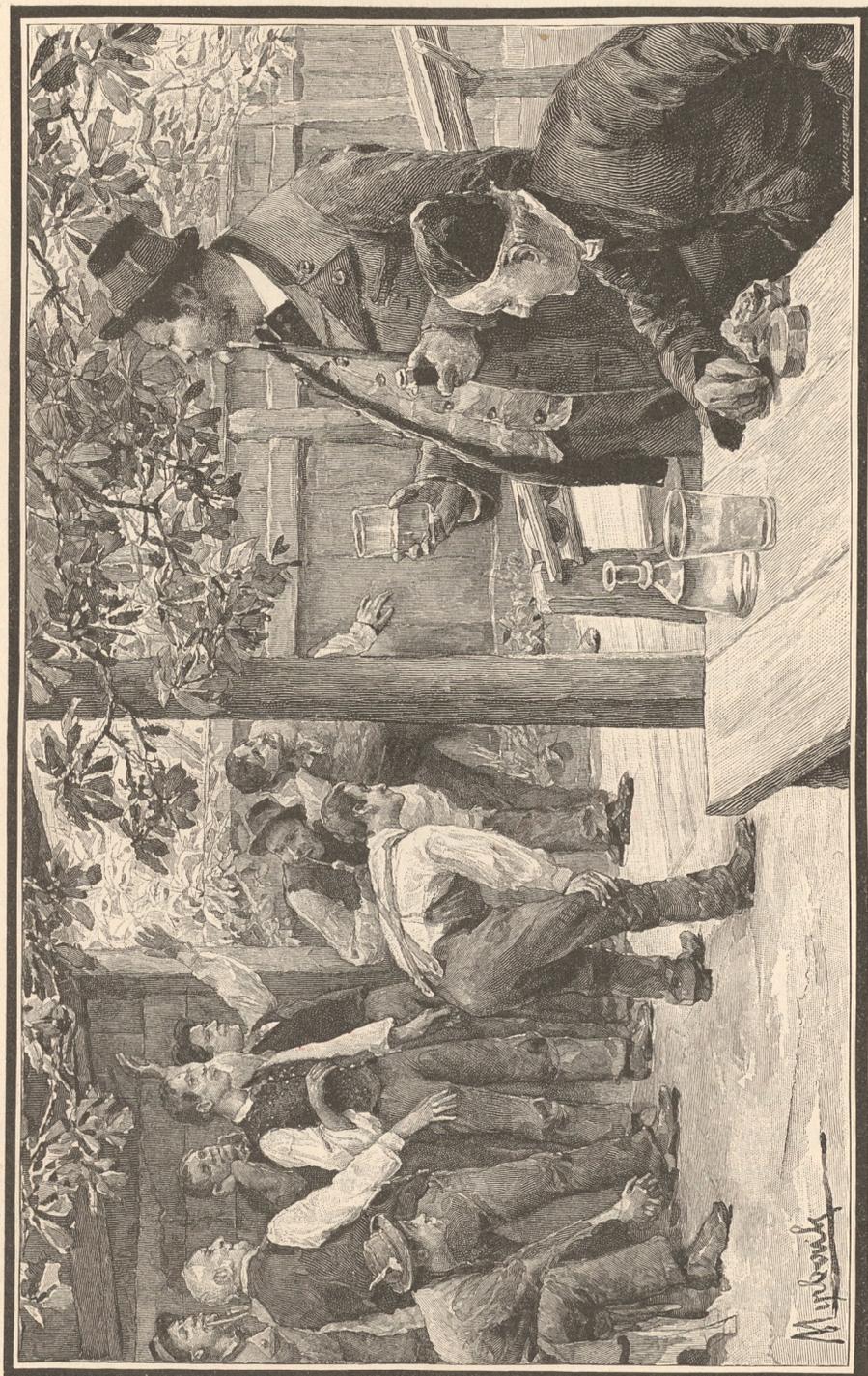
¹ Nach Joh. Elias Meichsner 1537 heißt „subtiler“ reden soviel als „mit ringeter Arbeit ussprechen“.

belauschen: er überrascht uns überall als ein warmes, fast schwüles Tongemälde von gebrochenen Farben, darin nicht einmal das u durchwegs einfach und tief schattet. Und zu der Schwellung der Selbstlaute gesellt sich noch eine lässige Verwendung der Mitlaute. Erst allmählig findet sich der Zuhörer aus dem Oberland soweit zurecht, daß er dem Redefluß Einzelnes entnehmen kann. „Dou Söippl!“ — Hei? — „Ma' st Röglauffögn? fria' st a Söichserl.“ — Jai-jä! Und der so den Buben herbeirief, „scheibt“ bald alle Neun, bemerkt aber bescheiden, den Beifall der „Unfern“ ablehnend: „Ejä, ollewal hon i's nötta gwis á.“ Gleichzeitig muß der Eine „gian Kiirchn“ und macht sich ein Anderer über sein „Eisn“ her. Ein Dritter beteiligt sich deshalb nicht am Spiel, weil er nicht „Szeit“ hat, ein Vierter trinkt sein „Biair“ aus, ein Fünfter findet den Laden um eine „Khloufter“ zu lang, ein Sechster scheidet mit dem Grusse: „Sou, pfüat eanan Gout!“, während ein Siebenter, wiewohl „gach a Rögnuwuischt niadageat“, abfahren will und den Kellnerjungen fragt: „Franzl, hwo is denn der Haus-Knöcht?“ Nichtsdestoweniger „is's jai wul auf und auf daitich“ bis „Doubl“, wo gerade eine Pferdeschau anberaumt ist und der Platzwirth seine „Diochter“ verheiratet. Daß man ins „Ta'werch“ geht, seinen „O'stgarten“ bestellt, die „Zeitau“ liest, beim „Schmie“ sein Pferd beschlagen läßt und sich getröstet, daß man gesund „vablei“, versteht sich von selbst. Zum Steirerabend kommt man „hüsch nuz in da oafochn Tracht oder in steirischn Klüftl, wias liaber mi g's¹“; den Weiberleuten ist ein Geschenk zgedacht, „wos lauta dos is“, wird aber noch nicht verrathen. „Djat“ findet sich für „Defen“, Holzgefäß; „Islet“ für Rehricht, und so wäre des Sulmthalerischen noch lange kein Ende.

„Won enk da Quascht thuat plägn,
 Daß 's glabt's, dös müast's varazagn,
 Aft denkt's nar an das Schilchathäl
 Zwiich'n Ligist und Eibischwol.“

Zumitten dieses tröstlichen Schilcherlandes liegt der Stainzerboden mit dem wohlbesiedelten Rosenkogel. Ein kräftiges, hochgewachsenes Geschlecht bewohnt die Gegend; die Männer zeigen sich bei der Arbeit häufig barfuß oder gehen im „Zo(r)gl-schuach“ einher und tragen die „rupfani Pfoad“, die „blobdruckn Housn“ und das unerläßliche „Fürschti“². Was dem Zugereisten sofort in der Sprechweise der Eingebornen auffällt, ist das ungebrochene helle a, wo für solches im Bajuwarischen kein rechter Anhaltspunkt ist, und das hier als an der Schwelle des Hochlandes zuerst massenhaft auftretende rsch. Realitätenbesitzer Hans Wolfbauer in Stainz hat den „Staanabuan“ trefflich besungen, und als Dialectprobe seien hier einige Strophen dieses volksthümlichen

¹ mögts. ² Fürsch.



Eine Begegnung.

Gefanges aus dem Manuscript mitgeteilt. Auf die ausschlaggebenden hellen á sei besonders aufmerksam gemacht:

„Jan an Fruahsti (Frühstück) a milchets Koch —
 Na, fürn Winta thut's as noch.
 's Dröschn geat fraili schwá(r),
 's wit¹ da Mogn z'schnel lá(r).
 Kímt oba da stoekat Stá(r)z²,
 Mäin, do locht ma 's Há(r)z³;
 An Fruag vull Schilchawain —
 Af da Welt kán⁴ nig besser sain!
 An Schilcha trinkt 'r extra gä(r)n⁵,
 Fraiki will er nimmer recht wä(r)n⁶;
 Er heíßt 'hn noch fest zom⁷,
 Won a die Dárm weah thon,

Won a die Hoa(r) af d'Heach stánd
 Und di Augn schea wáßári wánd⁸;
 Unser Hárrgát⁹, denkt er g'lossn,
 Hat'n net besser wachsn lossn.
 Z'Suntas in di Kirchn trochtn,
 Es¹⁰ iam an richtas Sochn;
 Da gibts foa G'spöt, foa Lochn,
 Er thuat Alls ándli¹¹ mochn.
 Er wor'schtat¹² gebuldi schea,
 Wit iam nót z'hor'scht¹³ as Steah',
 Won d'längti Zeit a glei
 Wia vabüandt¹⁴ is d'Sakrastei.“

„Da Staanabua“ klagt des Weiteren über die „vasuachti Lábni-Dhi“¹⁵, weil sie so „kvarazt“, wenn er zu seiner Schönsten will, die ein Gesichtchen hat „wia Pßöschí roath“. „Mö(i)“¹⁶ soll er auch nicht zu seiner Mirzl? Er ist ein sauberer „Kárl“¹⁷, geht „schárf“ ins Abenteuer und weiß doch geschickt den „schwárn“ Verdacht von sich abzulenken. — Von den Koaßnoglerrinnen heißt's:

„Hiíchi Deandli mit roathi Wángli
 Und so schian ausgnáhti Hángli¹⁸,
 Dö kían sít so lusti dráhn,
 Daß í oan 'n Staab in d'Augn saan.“

Und die Bursche tanzen, „daß's va di Schuach-Stöckli daooha gáht (wie Funken hervorsprüht)“. Wem fallen da nicht auch die vielen Schluß-i auf?

Näher bei Graz haben die Hízendorfer ihr Anwesen. Sie sind kaum minder dialectberühmt als die Stainzer, denen sie auch in manchen Stücken ähneln. Auch sie haben ihren „Hárrgát“¹⁹; sie sind keine „Hárren“²⁰, sondern Bauern; sie bewohnen keine Stadt, sondern ein „Darf“; sie leben alle noch, wenn sie nicht „g'stárbn“ sind, und ihrer mehr als Einer ist über ihren „Kirchtudn“ hinausgewachsen. Wie hier der Thurn oder Thurm das r verliert und dafür ein d faßt, so sagt man Hízendorferisch auch lieber Stedn, Kedn, wedn, Bidn als Stern, Kern, werden, Birn. Der bereits erwähnte Ursteirer ist ein Hízendorfer. Es ist dies Ferdinand Puff, der getreue Mitarbeiter des „Steirer-Seppl“. Obwohl längst in Wien wohnhaft und bereits achtundsiebzigjährig, läßt Herr Puff noch

¹ wird. ² Sterz. ³ Herz. ⁴ kann. ⁵ gern. ⁶ werden. ⁷ zusammen. ⁸ werden. ⁹ Herrgott. ¹⁰ ist. ¹¹ ordentlich. ¹² wartet. ¹³ zu hart. ¹⁴ verbündet, verfehlt. ¹⁵ Thür in die Hausflur. ¹⁶ weßhalb. ¹⁷ Kerl. ¹⁸ Achselstege. ¹⁹ Herrgott. ²⁰ Herren.

immer manch launiges Blättchen als einen Gruß an die Heimat ausfliegen. 1852 veröffentlichte er in Graz ein Büchlein „Steirische Bauern-Gsposäß“ (Dramolets und Erzählungen) und den darin angeschlagenen Ton hält er in kleineren Szenen und Gesprächen noch getreulich fest. So schreibt er:

„Knecht Seppel: Dös Baur, a Lodetu¹ suat² i do mötnehm, wonn i do ba da finstern Nocht af Gibaschwoal soarn muaß. Josl=Baur: Des³ nôt neadi⁴, dei roathhoradi Schedl leichtat ea gnua.“

Der Hibendorfer wird leicht „schichti“; der saure Schilcher beißt ihm „frei's Greb⁵ o“; wo er etwas hinstellt, da hat es seinen „Broat“⁶, und wenn er vor dem Haus steht, so ist er „af da Grean“. „Memö“⁷ nicht auch?

Die Grazer Volksmundart erfreut sich keines sonderlich guten Rufes, wir finden sie aber weder viel verschieden noch erheblich „harber“ als die auf manchen Wiener „Gründen“. Was gewisse Landstriche unweit von der Hauptstadt — wir nennen beispielsweise ohne näheren Hinweis den östlichen Bezirk Feldbach — anbelangt, so kann freilich selbst der schonendste Landsmann nicht in Abrede stellen, daß die Leute, wenn sie in die Hitze gerathen, — bellen. Der Tonfall ist nämlich der ausgeprägteste und schärfste Zambus. Fallen mehrere Silben auf die Senkung, so werden sie gekürzt und verschluckt, und der Unterkiefer geräth dabei in eine schier krampfhaft schnelle Bewegung. Die nachstehende Geschichte von Untreue und Abkehr stammt zwar aus dem Böllauischen, verräth aber gleichfalls nichts weniger als eine leichte Zunge; man lese oder sänge:

„Und 's Deandl
 Hat a falsch G'müath g'habt
 — Hat 'r g'sagt g'habt —,
 Wa' falsch g'wödn ban Herz.
 Und wia(r) er's af da Falschheit
 Hat ertappt g'habt
 — Hat 'r g'sagt g'habt —,
 Hat 'rs neama gern g'habt, wia z'ericht.“

An dem östlichen Grenzsaum uidelt's und es uidelt auch stellenweise tiefer im Land, wo man die Heanzen weniger seßhaft wähnt. Der „Bui“ schlägt, wie der Spottvers geht, die „Rui mit'n Huit, daß Alls klöschn thuit“. Der Eintretende grüßt die Wirthin: „Guidn Murring, Frau Muida“ — und bekommt die Einladung: „Grüaß Gott! Setzts eng nieda, schneits eng a Brod“. Das „Gruikraut“⁸ läßt sich der Blauanker schmecken und ins „tuife“ Ungarn zieht er auf Arbeit. Die Repetir-Heanzin ist sprichwörtlich, und sie gibt von ihrer obstreichen Heimat Auskunft: „Bon der Wiesen sama, a so sama, daß

¹ Latern. ² sollt'. ³ das ist. ⁴ nöthig. ⁵ Lunge. ⁶ Flaz. ⁷ warum. ⁸ Grubenkraut.

ma's san". Eigenthümlich sind Wortstellungen wie „I geh weiter nôt — i mag di mehr nôt“, und zwar sind diese Schwenöter noch diesseits der Grenze, im steirischen Frühhopfenlande daheim. Gut heanzisch klingt:

„Drai schneewaisi Täubal
Fluign üba main Do'¹
Diaz muis is' vaftein,
Daß mi mai Bui nima mo'².

Die Gule heißt der „Luff“; „Aua-La'"³ geht man brocken; das Vieh treibt man auf die „Nich“; das Korn ist „greifi“ oder „reift“ gut, und wer mit Ochsen fährt, muß sie „mein“ oder „menen“⁴.

Wo der Bergheanz aufhört und der Jaggler anfängt, ist schwer zu sagen. Gleichwohl gilt das Jaggland, so genannt von St. Jakob im Walde, für eine eigene Dialectsdomäne. Redselig ist der Jaggler gleich dem Heanzen. Gibt es etwas Umständlicheres und zugleich dem Bedacht Zuträglicheres als die drei jagglerischen Bejahungsformeln, wie sie uns Rosegger mitgetheilt hat? I. „Segi wird aft sist wul sein já.“ II. „Segi wird lad⁵ öppa namla hißch wauhr ah sein“ und III. „Segi wird aft sist lad öppa namla hißch wul fruandla wohr ah sein, já!“ — Dem Kleinzell anderorts entspricht hier ein Wenigzell und die aus Waldbach, Schildbach, Löffelbach werden zu Wald-, Schild- und Löffel„bäckern“. Während den Kizern, Blumauern, Riegersburgern und Anderen das p oft näher liegt als das b („Was i schuldi pin, wiar i pezoln.“ — „Mei olaliapsta Bruida!“ — „I kaf d'r a rosenrod Paund“), macht den Jagglern das sp oder phonetisch richtiger schp Schwierigkeiten, daher sie „Schweck“⁶ schneiden, „Schwa“⁷ klieben und „schweres“⁸ Koch „eiffen“. Sie haben ferner keine Pause, sondern an deren Stelle ein „Halbaubendmauhl“ und die „Watschen“ sind bei ihnen ungefährlich, denn so heißt eine beliebte Mehlspeise.

Jetzt kehren wir aber dem diphthongirenden Hügelland den Rücken und steigen von Matten aus den letzten Gebirgsattel hinan, der uns vom Mürzthal scheidet. Wir betreten auf diesem Übergang das Alpel, den Heimatboden desjenigen Schriftstellers, der nicht nur seinen angestammten Dialect, sondern die steirische Mundart überhaupt zu hohen literarischen Ehren gebracht hat. Es ist dies P. A. Rosegger. Wir werden seiner später noch gedenken. Aber hier schon ist der Hinweis gerechtfertigt, daß er mit seiner empfänglichen Jugend ebenso tief in dem Jagglerischen als in der Mürzthaler Mundart wurzelt, daß also sein literarisches Wesen von Haus aus nicht weniger durch den südlichen als durch den eigentlichen Hochlandsdialekt befruchtet worden ist. Beide Elemente hat er denn auch zu seiner reichen Eigenart verschmolzen und sich so zu künstlerischem Gebrauche eine wahrhaft volksthümliche Sprache geschaffen.

¹ Dach. ² mag. ³ Hornlaub. ⁴ leiten, führen. ⁵ leicht. ⁶ Speck. ⁷ Späne. ⁸ spärres, hartes.

Das Hochlandsteirisch ist, wie bereits erwähnt, einheitlicher als das des Hügellandes. Gleichwohl sondert es sich merklich nach den drei Hauptthälern, dem Mur-, dem Mürz- und dem Ennsthal; die beiden erstgenannten sind sich sprachlich näher verwandt als das dritte den zweien. Seine schönste Blüte, seine wohlklingendste Entfaltung hat unser Hochlanddeutsch auf dem Murboden bei Knittelfeld. Es ist dies die Meinung des feinfühligsten, volkskundigen J. Vincenz Sonntag (gestorben 1847 in Seckau als Gerichtsactuar; Nekrolog in der „Stiria“ des genannten Jahres; sein Hauptwerk „Die Steiermärker naturgetreu geschildert“ handschriftlich im Landesarchiv), und diese seine Ansicht ist bisher unangefochten geblieben. Der Dialect hält sich im Allgemeinen auffallend rein von verkleinernden Formen, Redefüllseln und Flickwörtern. Er ist schlicht, wortkarg und zielt gerade aus; an alten Wortstämmen und Wendungen ist er reich. Doch besser als jede weitläufige Beschreibung stellt ihn nachstehendes Lied „a'n Mon(b)“ ins Licht, ein Strophenlied von schöner Composition, hervorragend durch Ausdruck und Wohlklang und geradezu bewundernswerth ob der sicheren Verwendung von Conditionalformen; es lautet:

„Denk i, es war a jo,
Scheinat da Mon
Und i kunat nôt schlafn:
Was stelat i on?
Gangat zan Fensta, that
Schaun und that schaan,
Und that slichn und nahn¹ —
Und doch wolt's ma nôt g'schlaun².
Singat ja d'Nachtigal,
Nizat die Nil³
Und es kalat⁴ da Hund
Zu 'n Mon alaweil.
Denk i, es war a jo,
Kamat mei Bua
Und 's Fensta war offn:
Glabt's, machat i's zua?

Denk i, es war a jo —
's will sih nôt thoan,
Denn i han ja foa Biiabl,
I bin no aloan!
Schau wol zan Fensta —
Schaut eina da Mon
Und er schaut in mein Bett
Mih langwaki on;
Bringt ma foa Biiabl mit,
Lazt mi aloan,
Und mei Herzl thuat zitem,
Mei Augerl thuat woan.
Sulst dih wol schaman,
Pfu, garstana Mon!
A Deandl jo groaman⁵ —
Was hast denn davon?“

Dieses Lied findet sich auch in diphthongirender Fassung; darnach lautet die erste Strophe:

„Deint i, es war a jou,
Scheinad da Maun

Und i kumad ned schläfn,
Was stöülad i aun?“

Im oberen Murthal, wo „der“ Luft scharf, ist die Ausdrucksweise mitunter sehr klobig. Ein Dienstmädchen soll nicht „hinterprogen“, sonst läuft's Gefahr, „a'droschen“ zu

¹ Nähen. ² schleunig von Statten gehen. ³ es krächzte die Gule. ⁴ bellte. ⁵ kränken.

werden; und wenn's „hohlgeat“¹, findet es „hiahtn“ anderwärts keinen Anwerth, zumal, wenn es noch ein „Poperach mitzarrt“². Bei den äußersten „Krackabern“ heißt's „huffi“³ arbeiten; es bleibt nicht lang „wa(r)m“ und es hat „koan G'schick“, wenn bis „Er(f)ten“ das „Ro(r)n“ nicht eingeführt ist. Ein guter Wirthschafter hat „'s Geld nôt auffiz'schenkn“ und beim Viehhandel ist ihm „de Scháging nôt fal“, aber 's Nachlassen — segt wul“. Der Böls-Boden — „haft 'hn g'feachn?“ — ist „wia a schens G'mál“⁵; es ist „a Glust“ da zu leben und wer gut thut, kann auch überall leicht „durchikem“. Aber der Bauer „gibt nôt leicht üba, so lang eahm d'Augen offen stend“, und so lang ist auch der Zunge „ganz verhabt“; denn der Alte hält auf Ordnung wie ein „wachbarer“ Hund.

Im Ennsthal geht die spröde Hochlandsweise merklich in den redseligeren österreichischen Ton über. Aus dem „Buam“ wird ein „Buafi“, ein „Büabal“ und wohl gar ein „randigs Bürschl“; man steigt auf die „Bering“ und ins „Biri“ und das fabelhafte Thier „Birstugn“ „zerschmaddert“, wenn man ihm „a weiß Tüachal“ vorhält, am Steinfelsen; aus dem Stoßvogel wird ein „Steßer“; das kurze vierzeilige Volkslied nimmt hier den Titel „Schnaddahüpfel“ an, und wenn Einem etwas „z'weri“⁶ geht, so hat man hier ebenso wie im Mürzthal daran ein „Hadaweri“⁷. Die säuselnden „ins“, „injer“, „inten“ für uns, unser, unten und dergleichen sind jenseits der Enns wie, aus gleicher Ursache, am steirischen Gehänge des Wechsel häufig; sie ziehen sich auch den Schöckel entlang.

Der Auffer „Bachwirth“ Johann Kain unterhält seine Gäste mit coupletartigen volksthümlichen Gefängen nach eigenen Weisen unter Guitarrebegleitung („Lieder aus Auffer“ Wien 1884) und der um 1872 verstorbene Engelbert Winkler feiert in einem Nachlaßgedicht Auffer, seine „Hoamat“, nicht ohne Witz und Wärme. So erzählt er, daß auf dem Dachstein einst ein übermüthiges Sennerinnenvolk gehaust habe:

„Drum ham s' recht zan Budan und Schotturührn g'schaut
Und von den ham s' a Stiagn bis ins Thäl ohá baut.“

Diese Butterstiege war jedoch von keiner langen Dauer, denn bevor ihr noch die Sonne zusehen konnte, kam ein strafendes Unwetter und überschüttete die mißbrauchte Gottesgab' und

„Seit dem bleibt da Schnee dö ganz Ewikeit lieg'n“.

Und so sind wir bereits an die mundartlichen Natur- und Kunstdichter herangefommen, obwohl wir noch manches Thal und manchen Graben auf die Volkszunge zu verhören hätten. Wir haben Dichterstimmen beizubringen und diese werden einigermaßen den Ausfall decken, indem sie von den sprachlichen Eigenthümlichkeiten je ihrer

¹ Durchgeht, den Dienst verläßt. ² ein Kind mit ins Haus bringt. ³ schnell, eifrig. ⁴ feil. ⁵ Gemälde. ⁶ quer. ⁷ Haderwerk.



„Im Mondschein.“

Heimatscholle Zeugniß geben. Um die älteren steirischen Dialectdichter — und wir können sie kaum über eine Generation hinaus zurückverfolgen — war es keineswegs zum besten bestellt. Man achtete ihre Kunst für müßig, für unwerth einer literarischen Beachtung. Was von ihren Schöpfungen einer flüchtigen Gelegenheit diente, fand noch am ehesten Beifall, ging aber auch mit ihr unter. Man bewahrte und sammelte davon wenig und noch weniger wurde zum Druck befördert. Zur Noth kennen wir aus dem „Aufmerksamen“ Franz Ostfeller und aus der „Stiria 1844“ den talentvolleren S. Fridl. Der Grazer Buchhändler Jakob Franz Dirnböck (1809 bis 1861) lebt in seinem zum Volkslied gewordenen Gesang „Hoch vom Dachstein an u. s. w.“ fort und Dr. Anton Schloßar hat ihm in seinen „Cultur- und Sittenbildern“ ein biographisches Denkmal gesetzt, durch mitgetheilte Proben auch für dessen mundartliche Muse Anerkennung werbend. Zur Würdigung des gemüthvollen Admonter Professors P. Thassilo Weymayer (geboren in Zeiring 1825, gestorben 1874) können fast nur dessen „lustiger Steirer“ und „'s Woaserl“ in Fr. Stöckl's „Steirerliedern“ herangezogen werden. Franz Sommerauer starb 1885 in Leoben als Kanzlist und sein Nachlaß scheint jetzt schon bis auf Weniges, das sich in den Händen seines Sohnes Josef in Mürzzuschlag befindet, verzettelt zu sein. Er war, nach seinem Festgruß an die Stadt Leoben zu deren sechshundertjähriger Jubelfeier zu urtheilen, ein starkes Talent; er sang da unter Anderem:

„Viel Schens kann Enker Jubelfest
In Weitem noh bedeuten:
A jeder Vogl liabt sei Nest,
Und so is 's a bei'n Leuten.

A Jeder hat sei Hoamat gern,
Wann f' a in Wald tias hinten;
Woa G'scheidter kann dö Liab erklärn —
Der Steirer thuat f' empfinden.“

Rosegger (geboren 31. Juli 1843) erwuchs aus dem Kleinen und Engen zu großer allgemeiner literarischer Bedeutung und das kommt nunmehr unserer gesammten Dialectpoesie zu Statten. Streng genommen gehört Rosegger diesem Gebiete nur mit den drei Büchern „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Stoasteirisch“ an, aber es ist im ersten dieser Bücher kaum ein Jugendlid, das nicht Volksgefang, kein Spruch, der nicht Volkswitz geworden wäre, und mit den mundartlichen Profastücken der letzteren Sammlungen hat der Dichter des Steirers Sinn und Gemüth, sowie seinen eigenen sieghaften Humor nun schon fast in allen deutschen Gauen zur Geltung gebracht. Der tiefste lyrisch-epische Gesang Roseggers ist „Mei Voda“ in „Stoasteirisch“; derselbe handelt im Tonfall des Hexameters in ergreifender Weise von der Mutter Sterben und des Vaters still ringender Gottergebenheit. Roseggers Hochdeutsch in seinen Schilderungen des Volkslebens und der Alpenwelt, in den prächtigen „Schriften des Waldschulmeisters“, in zahlreichen Erzählungen und Humoresken hat das Mundartliche vielfach zum Einschlag und fast allweg zum goldigen Hintergrund. So ist seine Schriftsprache mit dem Dialect

verwachsen und hat sich aus diesem aufs glücklichste bereichert; ein angebornes ungewöhnliches Sprachgefühl trug noch das Seine bei, und so darf uns des Dichters anmuthige sprachliche Individualität und deren Reiz und Werth für den Kenner nicht Wunder nehmen. Roseggers Monatschrift „Der Heimgarten“ erscheint seit 1876 und hat sich all diese Zeit her als Hort für mundartliches Wesen erwiesen.

Karl Morré (geboren 8. November 1832 in Klagenfurt) dürfen sich die Kärntner zuzählen und sie werden es auch kaum unterlassen. Aber in Steiermark war Morré beamtet, in Leibnitz hat er sich ansäßig gemacht, in den steirischen Landtag ist er gewählt worden und von Graz aus hat sein „Mullerl“ die sieghafte Fahrt angetreten. Scharfe Gestaltung, Improvisations- und Situationswitz, eine leichte Führung, die den Zuhörer mit Gedanklichem nicht überbürdet, und im Hintergrunde ein redlicher Eifer für sociale Verbesserungen, nirgends zu vorlaut oder doctrinär, zeichnet alle Volksstücke Morrés aus. Sociale Mißstände (Loterieleidenschaft, Spielwuth, Einlegerelend, Vereinsmeierei, Heiratsvermittlungen) und Herzensconflicte gehen also überall Hand in Hand. Daß dies möglich ist, daß die beiden Elemente einander nicht fremdartig und unvermittelt gegenüberstehen, bewirkt die meist ansprechende Fabel und die glückliche Gestaltungskraft, welche Schemen als Träger von Ideen nicht zuläßt. Dem „Mullerl“ gingen die „Familie Schneek“ und die „Frau Rätthin“ voraus; nachgefolgt sind die „Statuten der Ehe“, der „Glückselige“ und neuestens der „Regimentsarzt“. Das Mundartliche nimmt in diesen Stücken das geeignete Colorit, die gehörige Localfarbe an, macht sich zugleich aber für alle Alpengegenden leicht zungengerecht.

Ein hoffnungsvoller Anfaß ist auch von Friedrich August Kienast (geboren 1853 in Melk, Pharmaceut, Schriftsteller in Leoben) zu verzeichnen. Sein Volksstück „Besiegte Vorurtheile“ ist ansprechend in der Erfindung, schlicht in der Führung: eine Schauspielerin verdingt sich als Stubenmädchen bei der Mutter ihres Geliebten, um dieselbe von den Vorurtheilen gegen ihren Stand und das Literatenthum abzubringen. Von den mundartlichen Gedichten Kienasts ist vieles treffend und reizvoll. Hier auf gut Glück eine Probe: „G'schwind muaf's gehn!“

Grüaß diß Gott, Schwoagarin!
 — Grüaß diß Gott a!
 Möggt nôt mei Packn¹ wern?
 — Waß nôt, wia's wa(r).
 That diß a heiratn . . .
 — Bua, du bist fein.
 Schazerl, morgn hol i diß,
 — Guat, i schlag ein.

Gib mar a Bußerl hiaßt!
 — Dans, Bua, meintswögn.
 Gengan zan Pfarrex aft . . .
 — Hab nix dagögn.
 Laß uns vakündtn glei,
 — Bua, das war ra(r)!
 Hiaßt bhüat diß Gott dawal!
 — Bfüat diß Gott a!

¹ Schatz, Geliebte.

Nur aus dem „Heimgarten“ (Zuniheft 1886 f.) kennen wir Dr. Leo Sprung in Graz, und zwar als Übersetzer Burns'scher Lieder ins Steirische. Diese Übersetzung dichtet aber nicht nur den gegebenen Inhalt nach, sondern ist zugleich eine förmliche Übertragung desselben in die entsprechende steirische Zuständigkeit. Ton und Rhythmus des Originals sind überraschend gut getroffen und die Arbeit verräth einen gar feinen Sprachsinn. „She is a winsome wee thing“ versteirisch Dr. Sprung:

„Sie is a saubers Dingerl,
Sie is a handsams Dingerl,
Sie is a herzig's Dingerl,
Mei Weiberl da, mei süßs.

Ih kenn kaan schöner's Ewerl;
Ih trag das Herzenskäferl
Van Herz as wie a Breverl,
Nur daß ih's nit verlies u. j. w.“

Das entsprechende Hochdeutsch von R. Bartich lautet:

„Sie ist ein niedlich Goldchen,
Sie ist ein hübsches Goldchen,
Sie ist ein nettes Goldchen,
Das süße Weibchen mein.

Sah nie ein schönes Schätzchen,
Weiß mir kein liebres Käzchen;
Am Herzen ist dein Plätzchen,
Mein Hort, mein Edelstein!“

Franz A. Freihelm in Graz hat von seinen 76 Jahren an 42 im Dienste des Staates zugebracht und zwar als Bandist, Hautboist, Diurnist, Amtsdienersgehilfe und Beamter (Official). Ein glücklicher Humor hielt ihn in allen Lebenslagen aufrecht. Sein Lied ist heiter, gesellig und entbehrt weder des Tactes noch des Wohlklanges. Hier ein Paar seiner „Soldaten-Schnaderhüpfel“:

„Wer's Pulver gern riacht
Und a Kugel net scheut,
Der hat, wann's recht krachen thuat,
Allweil sei Freud;
Ma muas da nur denken:
A Kugel is blind,
Das is a die Urjach, daß i'
Dan net glei findt.

Dan Gott und oan Kaiser
Und oa Voderland:
So is den Soldaten
Sei Glaub'n kurz beinand;
Drei Stroach auf da Trummel,
Dös is für eam g'mua,
Da macht 'r ganz hoamli
Sei Andacht dazua.“

Als Bauernkind 1850 geboren, von einer bürgerlichen Töpferfamilie in Weiz aufgenommen und großgezogen, mußte Bartholomäus Hiebler selbst auch Töpfer werden, trotzdem heißer Bildungsdrang ihm andere Bahnen wies. Der Autodidact hat sich zu geistiger Erhebung und Klärung durchgerungen; aus dem, was er bereits gesungen und niedergeschrieben, ließe sich unschwer ein ansprechendes Buch zusammenstellen. Im Mundartlichen geräth ihm weniger das lyrisch Stimmungsvolle als das Erzählende, das



„Drei Streich' auf der Trommel.“

Schwankhafte und das gehaltvolle Gelegenheitsgedicht. Gefühlvoll sind aber die nachstehenden, „Sirius“ überschriebenen Strophen:

Mei Müaterl is g'jessn in Großahnlstuhl;	Do glonz'n und finkerln unnißla viel Stern,
Bis Nocht wird, do thuat ihr as Kostn scha wuhl.	Se leucht'n uns Menschen wul nohand und fern;
Und long schaut's af's Fensta, oft sogt sie gonz lind:	Und oana dort, siachst'n, Bua? glonzt der nit fein?
Ih muuß da wos sog'n, geh her, mei liabs Kind.	Derjel mit'n roth'n und grünladn Schein?
Siachst dort auf'n funkelnd'n himmlischen Zelt,	Viel hundert mol hob ih den Stern wul betrocht',
Wo hirz da liab Herrgott grod zält sein olts Geld,	Wonn ih die gonz Nocht ba dein Wiagerl durchwocht.
Dort, wo er hat aufg'richt' sein guldanan Thron	A du sullst, so oft du'n siachst, denk'n auf miß
Und auffizeln wird amol Riad'n sein Lohn:	Und schickn an Seufza zan Himmel für miß.

Wer woaß, ob ih'n heunt net zan Letzt'mol g'jegn! —
 Und richti, togs drauf is f' am Tod'n scha g'legn!
 Da Stern hot wul g'funkt a grod so wia eh'r,
 Als Muata-Mug oba, dös siacht'n nit mehr.“

Frißch, treffend und schneidig sind die Liedchen, welche Franz Legwarth feuilletonistischen Schilderungen des Kirchtagtreibens, des Bergmannlebens, des Liebeschäfers und dergleichen einzuwerleiben versteht. Legwarth, 1861 in Wildon geboren, ist Präsidialkanzlist bei der k. k. Finanz-Landesdirection in Graz und pflegt gute Nachbarschaft mit Morré; „Da schorfi Hund“ möge seine Weise darthun:

„Sprengt mei' Kastor an ong'schoff'nan Hos'n in Boch,
 Oba d' Wänd' war'n eam z'gach und d'rüm geht er'n net noch;
 Wos bleibt ma do übrig, ols selba mi z'biag'n,
 Schön vürsichtig, wann i dos Bratl will kriag'n.
 So knia i mi nieda, da Hund neb'n mir,
 Der springt und der tanzt scha vur lauta Begier.
 Dos Haserl, dös hot si in Bosch'n vahängt,
 I hon's a scha richti ba d'Löffl dag'lengt.
 I nimm ma an Durand, so, hiazt hon i hu fest;
 Da Kastor is eh scha ganz narrisch fost g'west —
 Do sliagt 'r auf mi scha so sickarisch on:
 I soll eini in Boch und da Hos schwimmt davon!“

Ein tiefes Gemüth, ein feines lyrisches Talent bekunden die mundartlichen Gedichte der Frau Marie Kartsch, geboren in Salzburg 1848, Tochter des Dichters der oberösterreichischen „Feldbleaml“, Enkelin des Decorations- und Landschaftsmalers J. Kübler, in Kindberg wohnhaft seit 1869. Dichterische und künstlerische Begabung sind denn auch in dieser merkwürdigen Frau vereinigt und zu schöner Blüte gediehen. Marie Kartsch ist eine Blumenmalerin von Ruf, und als Dichterin, als Erzählerin, im Mundartlichen wie



„Der scharfe Hund“.

im Schriftdeutschen, hat sie sich schon vielseitige Anerkennung erworben. Sak. Ed. Schmölzer hat wie Hofegger'sche, so auch viele Lieder der Frau Kartsch in Musik gesetzt: „Amnfrieden“, „Tagaliad“, „Was 'n Steirer g'freut“, „Abschied von der Alm“, „Paar und Paar“, „Im Thal und auf der Alm“ und andere mehr. Von den „Almröserln“ lesen wir:

„Hoch drobn in die Wänd
 Blüacht d' Almröserlstaudn,
 Balsd a Blüach willst daglenga,
 Muacht dih außz'steign traum!
 Es wachsn a d' Röserln
 In Thal drunt, grad guua!
 Um a Almbliach muacht extra
 A Schneid habn, mei Bua!
 'S is was Dagns und was Schöns
 Um die röserlat Blüach,
 Und a Almbiandl z'liabn,
 Schätzt wol Hoana dö Müach.
 Süaßi Röserln in der Hüttln,
 Rothi Röserln auf der Wand
 San noh häufsti guua z'findn
 In schön Steirerland.“

Und „was der Steirerbua denkt“, gibt uns die Dichterin folgendermaßen kund:

„Wer's steirisch Gwandl
 Nöt allzeit ehrt,
 Der is a fein Landl,
 Sein Hoamat nöt werth!
 Und wer 's steirische G'sangl
 Und a Tanzl nöt liabt,
 Der bleibt a dreidoppelter Narr,
 Bis er stirbt.“

Als Mürzthaier Sänger und Sangesfreund ist auch Dr. Christian Boenneken (gestorben im Herbst 1888) bekannt; er singt beispielsweise vom Alndeandl:

„Wonn i scheidn thua,
Kuaft's ma nomal zua:

Bua, wonnsd ondas komst, kum bald zu mir!

Und mei Herzl schlogt

In der Brust und sogt:

Wo i's kinna that, i bliab bei dir!“

In jüngster Zeit haben sich mit heimatischem Klang und Sang Fräulein Anna Werchota, 1853 geboren in Kaisersberg, und Lehrer Hans Fraungruber, 1863 geboren in Obersdorf, bemerkbar gemacht. Endlich darf sich Schreiber dieses mit dreien seiner Büchlein („Zan Mitnehm“, „Nix für unguet“ und „Bloderjam“) wohl selbst auch seinen singenden Landsleuten beigegeben, wenn darin auch viel Karntnises mitklingt. Diese Büchlein sind nämlich wesentlich nach den Eindrücken geartet, welche der Autor als Kind in seinem Heimatsorte Obdach, als Convictist im Benedictinerstifte St. Lambrecht und als Student in Klagenfurt gesammelt hat. Im Merian ist eines „sonderbaren“ Eisenerzer Gefanges oder „Bergreyens“ Erwähnung gethan, „so anno 1588 von Sigismund Ganstingl gemacht worden ist“. Dieses muthmalich volkstümliche Standes- und Arbeitslied ist wohl unwiederbringlich verloren gegangen. Als ältestes Schnaderhupfel ist bisher in Zahns „steiermärkischen Geschichtsblattern“ der Spottreim auf das Reberhammerlein Freiherr von Paar vom Jahre 1600 nachgewiesen worden; er lautet:

„Der Herr von Paar,
Das is a Paar

Und was er redt,
Das is net wahr.“

In einem Admonter lateinischen Schuldrama: „Isaac . . .“ von 1767 spricht und singt die lustige Person, der Kameelfuhrer, deutsch in der Mundart, und zwar unter anderem:

„Rebecca bist do?
Wie bin i so froh!

Du bringute Seel,
Staig a' von Kameel!

Kameel, Kameel . . . so hel, so hel,
So schuel, so schuel . . . Kameel, Kameel!
Scheint nit der Mond so hel,
Reith nit der Tod so schuel?“

Der lateinische „Phoenix...“ von 1775 ebenda hat im Anhang einige mundartliche Lieder, und zwar a. Kirchen Hiaserl, b. Bauern Rath, c. der Tyroller Todl und d. der Todl kommt von St. Gallen zurück. Strophe 7 in a. lautet:

„Es is schon mein Langhens, es is schon ein Eicht,
Do a fromma Geistla mei Kirche: hat g'weicht,
Jetzt kumt schon bald zucha mein s. ircherweihfost,
Dabei is der Lipperl Acolythus g'wost.“

Den alten Paradeis- und Weihnachts-, den Passions- und Dreikönigsspielen schlägt der Dialect wenigstens ins Genick; in den Bauernspielen und Volkscomödien ist sicher die lustige Figur mundartlich ausgestattet; was in sonstigen Spielen und Volksbelustigungen scenisch ist, findet im reinsten Dialect seine Auseinandersetzung, und in den Weihnachts- und Krippenliedern ist Alt-Mundartliches zu erfragen.

Die gedachten „Geschichtsblätter“ (1880 bis 1885) haben viel mundartlich Werthvolles zutage gefördert.

Der Vorderbergerin „Frau Maria Elisabeth Stampfer Hausbuch“, gleichfalls von J. von Zahn herausgegeben, Wien 1887, plaudert treu- und warmherzig aus den Zeitläufen von 1666 bis 1694.

Was von Luthers Tagen ab von Nikolaus von Wyle, dem Eßlinger Stadtschreiber, von Achilles Pirminius, vom Wiener Gelehrten Wolfgang Lazius, von Johann Rasch aus Böchlarn, vom Züricher Konrad Gesner, vom Oberpfälzer Scioppius und anderen Männern der österreichischen, also auch der steirischen Mundart zu Glimpf und Schimpf geschrieben worden ist, findet sich je an seiner Stelle in Ad. Socinus „Schriftsprache und Dialecte“, Heilbronn 1888.

In unserem Jahrhundert wurde die Sangeslust des Volkes durch den unvergeßlichen Erzherzog Johann neu geweckt. „Als Freund der Alpen und Schätzer des Charakters ihrer Bewohner hat er auch an ihren ländlichen Freuden theilgenommen, insbesondere ihrem heiteren und gemüthlichen Volksgejange gerne und mit vollem Verständniß gelauscht: und daraufhin entstanden jene vielen Sammlungen von Steirischtänzen und Liedern, wie sie das landschaftliche Archiv aufbewahrt und wie sie sich in Händen von Privaten befinden. Diese Sammlungen begannen in den Zwanziger-Jahren und fanden ihren Abschluß mit Ende der Bierziger-Jahre durch die politischen Ereignisse (Dr. Werle).“ Des Preisauschreibens für derartige Liederfandler und des merkwürdigen volks-hümlischen Wettjängens 1840 in Graz gedenkt Schloßar. Neuere Sammlungen haben die älteren aufgenommen und wesentlich bereichert, und heutzutage stehen als Behälter des steirischen Volksliederschazes im Vordergrund: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“, herausgegeben 1881 von Dr. Anton Schloßar (vornehmlich Strophenlieder), Dr. Anton Werle's „Almrausch“ 1884 (zumeist Schnaderhüpfeln), sowie des Erstgenannten „Steiermark im deutschen Liede“ 1880 (überwiegend Kunstpoesie) — nicht zu vergessen dasjenige, was Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ im zweiten und dritten Bande beibringen.

Auch die lexikographische Auffammlung des mundartlichen Wortschazes geht auf eine Anregung des Erzherzogs Johann, des durchlauchtigsten Gönners unseres Alpenlandes, zurück. Wie nämlich der Erzherzog Fragebogen zu einer Landestopographie ausgeben ließ, die ja auch schon die Sprache streiften, so hat er auch auf 27 Blättern im

Folioformat ein neuhochdeutsches Wörterbuch drucken und verbreiten lassen, auf dessen Rande an bezüglicher Stelle je die entsprechenden mundartlichen Ausdrücke beigelegt werden sollten. Das mit eigenhändigen Eintragungen des Erzherzogs versehene Exemplar dieses Wörterbuches ist im Landesarchiv aufbewahrt. Die wichtigsten seitherigen Arbeiten in dieser Richtung sind die von Dr. Joh. Fleck (gestorben), Pfarrer Anton Meizner in Leibnitz, Professor Franz Ferk und Regierungsrath Dr. Franz Ilwof in Graz, J. B. Sonntag (gestorben), M. Dr. Josef Caspaar in Bordenberg, Joh. Nep. Felix Knaffel in Johnsdorf, Professor Joh. Sigm. Poppowitsch (auf Zetteln in der Wiener Hofbibliothek) und von Rosegger in dessen „Heimgarten“. Das umfassendste Werk auf diesem Gebiete verspricht das wissenschaftlich geplante steirische Wörterbuch vom Archivar Theodor Unger in Graz zu werden, das jetzt schon als Ergebnis einer zehnjährigen Quellenforschung auf 13.000 Zetteln über 66.000 Belegstellen gesammelt aufweist. Nicht wenig hat zu diesem Schätze der Grazer Lehrer Victor Zack beigelegt.

Um die germanistische Aufhellung des steirischen Dialects haben sich vornehmlich Karl Weinhold, Adalbert Feittelez und Anton Schönbach, letzterer durch sein Glossar zu den „Steirischen und Kärntnischen Taidingen“, verdient gemacht. Der Dialectkunde sind selbstverständlich auch Joh. Gabr. Seidl's (seine „Umer“ sind 1850 erschienen) und Dr. Rud. Puffs heitere Fahrten durch das schöne Steirerland zustatten gekommen.

Seit zehn bis fünfzehn Jahren ist der mundartlich wohlbestallte „Schickbua“, der zu Musik und Tanz ladet, zu Faschingszeiten in Städten und Märkten ein gern gesehener literarischer Gast.

Gesammelt wird jetzt mit mehr Eifer und Verständniß als je zuvor, und einem handschriftlichen Viederstücke, dem der Frau Johanna Hausmann gebornen Tendler, in Leoben, sei denn auch unser Schlußverslein entnommen. Es klingt ernsthalerisch und bekundet des Aplers Naturfönn und Heimatliebe:

„Es is ganz was Agens¹,
Wann ma d' Berg alli kennt
Und an iadn glei löfti
Ban Spignoma nennt.

Wann man aufwart in Bergn,
Wann ma groß wird in Wald,
Nocha g'wöhnt ma s' und kennt ma s'
Und liabt ma s' a halt.“

Vollsleben, Sitten und Sagen der Slovenen.

Der südliche Theil Steiermarks wird von Slovenen bewohnt. Die Bewohner des Gebirges zeigen mehr gedrungenen Körperbau, während die des Hügellandes und der Ebene schlankere Formen aufweisen. Alle zeichnen sich jedoch durch biederen Charakter, Gastfreundschaft und Zuorkommenheit gegen Fremde aus. Im schönsten Lichte zeigen sich

¹ Eigenes.

jene Landstriche, welche vom großen Verkehr weiter abliegen, da die Bewohner der Gegenden, welche der Welt näher liegen, häufig zurückhaltender sind, lange und sorgsam beobachten, weil sie die Welt besser und oft nicht gerade von der schönsten Seite kennen gelernt haben. Begegnet man Mißtrauen, so darf man versichert sein, daß der Grund in üblen Erfahrungen liegt, welche der Betreffende sich geholt hat. Die große Masse ist überhaupt für Belehrung nicht nur nicht unzugänglich, sondern sogar sehr dankbar, wenn sie in entsprechender Form und leichtfaßlicher Weise geboten wird und der Lehrende sich nicht gar zu hoch über seine Schüler stellen will. Von den Charaktereigenschaften, welche das Volk auszeichnen, steht die Ehrlichkeit und Mäßigkeit obenan; den Fleiß kann man ihm auch nicht absprechen, solange die Hoffnung winkt, daß seine Arbeitsamkeit zum ersehnten Ziele führen wird. Bei allem ausgebildeten Nationalgefühl fehlt ihm doch die Unduldsamkeit gegen andere Völker und Glaubensbekenntnisse, ja es weiß genau zu schätzen, wie viele Vortheile ihm die Kenntniß fremder Sprachen und die Bekanntschaft mit fremdem Wesen bringen kann, wobei freilich der Unerfahrene oder Halbgebildete leicht in die Fehler verfällt, mit Fremdem sich schmücken und dadurch an Ansehen gewinnen zu wollen.

Bei aller Friedensliebe entwickelt der Slovene große Tapferkeit im Kampfe für das angestammte Herrscherhaus, insbesondere dann, wenn seine Führer ihm mit gutem Beispiel vorangehen und ihn zu behandeln wissen, denn ein gutes Wort von einem Höheren wirkt bei ihm mehr als Ermahnungen und Strafen.

In den Herzen der Bevölkerung hat die Religiosität tiefe Wurzeln geschlagen. Eine Folge davon ist das unverbrüchliche Vertrauen, welches sie dem Seelsorger entgegenbringt, denn dieser theilt Freude und Leid mit ihr, ist in den meisten Fällen demselben Stande entsprossen, kennt ihre Bedürfnisse und versteht das innere Weben und Streben ihrer Seele. Darum hat auch der Geistliche den größten Einfluß, insbesondere, wenn er nicht nur mit dem Munde lehrt, sondern auch mit dem Herzen.

Gleiche Achtung bringt man auch den Behörden entgegen und weiß sich genau den Anforderungen zu fügen, welche dem Einzelnen die Gesamtheit auferlegt. Außerdem leben noch Spuren der alten slavischen demokratischen Verfassung im Gedächtniß, so daß oft noch Streitigkeiten zwischen den Gemeindemitgliedern durch den Ausspruch angesehener Gemeindegossen geschlichtet werden. Fälle von Starrsinn und Widerspenstigkeit gegen die Anordnungen der Behörden sind selten, insbesondere in jenen Gegenden, welche, von der Natur besser gesegnet, dem Landmann eine größere Wohlhabenheit gewähren und seinen Besitz sichern; dort hingegen, wo die Ungunst der Verhältnisse den Bauer um seinen Besitz bringt und der frühere Eigenthümer nach und nach zum besitzlosen Arbeiter wird, zeigen sich allerdings die Folgen des Rückganges auch an den körperlichen und geistigen

Eigenschaften des Volkes. Dort schwindet das Selbstbewußtsein und an dessen Stelle tritt ein manchmal allzu unterwürfiges Wesen, mit welchem sich Arbeitsunlust und das Streben paart, den möglichst großen Nutzen für sich selbst zu ziehen. Diese Beobachtung kann man hauptsächlich in den Weingegenden machen, welche infolge von Mißjahren verarmt sind, wo mancher frühere Besitzer zum Winzer geworden ist, da er in den guten Jahren unter dem Einflusse des Glückes etwas zu leichtsinnig war und an die kommenden mageren Jahre nicht dachte. Gerade jene gesegneten Landstriche zeigen oftmals einen schnellen Wechsel im Besitz von Grund und Boden, da der glückliche Eigenthümer hier und da gar zu gutherzig gegen sich und Andere war und seine Gastfreundlichkeit über das richtige Maß hinaus zeigen wollte. Doch thäte man Unrecht, wollte man deshalb das gesammte Volk für verschwenderisch erklären; es steckt in demselben noch heutzutage die Erinnerung an die alte Haus- und Familiengemeinschaft, in welcher jeder Hausgenosse den übrigen gegenüber gleichberechtigt war und das Gebot der Gastfreundschaft so strenge aufgefaßt wurde, daß dem Armen die gesammte Gemeinde die Mittel an die Hand gab, um dieser Pflicht genügen zu können. Wie denn noch jetzt demjenigen, den ein Unglück getroffen, die Nachbarn nicht nur durch Lieferung von Materialien, sondern auch durch Besorgung von Arbeiten unter die Arme greifen. Dies erleichtert den Kampf um das Dasein umsomehr, als die socialen Fragen, welche die Welt bewegen, nach dem allerdings einfachen, in der Ausführung aber bitteren Grundsatz: Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen (Pomagaj si sam in Bog ti bo pomagal) kurz und bündig abgethan werden.

Der Hände Arbeit schützt vor Noth und stellt die Frau dem Manne gleich, weshalb die Jugend schon von Kindesbeinen zur Arbeit angehalten wird. Dabei unterstützt den Slovenen ein ständiger Kopf und eine nicht geringe Begabung nicht nur für körperliche Fertigkeiten, sondern auch für geistige Arbeiten. Daraus erklärt sich der verhältnißmäßig große Zubrang von jungen Leuten aus der Landbevölkerung zu den Mittel- und Hochschulen und den verschiedenen Gewerben. Außerdem finden sich auf dem Lande nicht selten Autodidakten der verschiedensten Zweige des Gewerbes und selbst der Kunst, deren Geschicklichkeit es bedauern läßt, daß ihnen nicht Gelegenheit geboten wurde, sich besser auszubilden. Solche trifft man auch auf geistigem Gebiete. Fast jede Gemeinde zählt irgend einen bevorzugten Naturdichter, der die verschiedensten Ereignisse poetisch darstellt, dessen Gesänge — Gedichte ohne Gesang sind dem Landmann nicht denkbar — von Mund zu Mund wandern und das Volkslied nicht aussterben lassen. Die Vorliebe für den Gesang ist ein charakteristisches Merkmal des slovenischen Volkes; der Hirte auf der Weide und die Arbeiterinnen auf dem Felde erleichtern sich des Tages Müh und Last mit Liedern, deren wehmüthiger Grundcharakter dem Beobachter sofort auffällt. Von Instrumenten findet sich besonders die Rohrflöte (žveglja), in den Gebirgen die Zither und sonst noch

die Harmonicas. Die verschiedenen Virtuosen sind natürlich sammt und sonders Autodidakten, wie auch viele, die sich im Zeichnen und Malen versuchen.

An der alten Tracht halten noch am meisten die Bewohner der abseits liegenden Gegenden fest, sonst ist durch den regen Wechselverkehr auch hierin ein Streben nach Gleichmäßigkeit zum Durchbruch gekommen, welches die frühere Mannigfaltigkeit immer mehr verschwinden läßt. Vor nicht langer Zeit unterschieden sich noch die ledigen Mädchen von den verheirateten Weibern dadurch, daß erstere lange Zöpfe trugen, während die letzteren dieselben auf dem Kopfe festmachten, wie dies noch an den Bewohnerinnen der



Slovenisches Bauernhaus mit Vorrathskammer.

benachbarten Murinsel beobachtet werden kann. Im Liede klagt noch jetzt das unverheiratete Mädchen, „es müsse noch Zöpfe tragen“. Wie alt diese Gewohnheit ist, zeigt wohl am deutlichsten, daß schon Ulrich von Lichtenstein das „windisch wip“, welches sich ihm bei Rindberg zum Kampfe entgegenstellte, beschreibt: es habe zwei lange, bis über den Sattel hangende Zöpfe gehabt, sei mit „godehse“ (godeži ist noch jetzt der Name eines Rockes), wie es die Kleidung der windischen Weiber sei, bekleidet gewesen und habe einen „schepel“, reich und kostbar, getragen.

Dieser Unterschied besteht nun nicht mehr. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts trugen die Frauen im Santhale an Feiertagen große, nach rückwärts sich verbreiternde Hüben (avbe), welche mit Gold und Silber gestickt waren, an Werktagen kleinere.

In manchem Hause finden sich solche noch jetzt als Familienandenken. Die Haare banden sie sich, wie noch jetzt, mit Sammtbändern (*parta*) zurück, der Gürtel war mit Gold und Silber verziert und bildete oft ein Familienerbstück. Die Männer dagegen trugen Lederhosen, die nur bis zum Knie reichten, und hohe Stiefeln. Unter dem kurzen Rocke zeigte sich eine schwarze Sammtweste, an deren Stelle im Sommer eine weiße trat. Geschlossen wurde dieselbe durch eine Reihe eng aneinander befestigter silberner Knöpfe, ein rother, ziemlich breiter, ausgeschnittener Streifen scharlachrothen Tuches schaute unter der Weste hervor. Den Kopf bedeckten sie mit feinen seidenen Mützen, von welchen eine Quaste herabhing, und mit einem breitkrämpigen Hüte, der zugleich die Stelle eines Regenschirms vertrat. Manche flochten sich wohl auch Hüte aus Birkenbast gegen den Regen, während die Weiber sich dadurch zu schützen trachteten, daß sie ein Leintuch über Kopf und Schultern warfen. Das Hemd hatte einen breiten Kragen, welchen man über das seidene Halstuch schlug, so daß es nur vorne sichtbar war.

Als Fußbekleidung waren werktags, wie noch jetzt an vielen Orten, die Holzschuhe in den Gebirgsgegenden allgemein, weshalb im Volksliede noch jetzt der betrogene Geliebte klagt, wie viel Centner Nägel er auf seinen Gängen unter Liebchens Fenster verloren und wie viel Holzschuhe er zerrissen habe. Die Kleider wurden aus selbstgefertigtem Loden hergestellt, die Nähte mit grünen Bändern, der Hemdkragen mit rothen Fäden ausgenäht. Im Winter waren lange Röcke, deren Schöße man nach rückwärts schlug, oder Pelze in Gebrauch. In den an Kärnten grenzenden Gebirgsgegenden tragen die Weiber über dem Kopftuch an Werk- und Sonntagen noch Hüte.

In den Windischen Büheln hält man noch jetzt an der Leinenkleidung fest. Die Bewohner des Pößnitzthales trugen früher grüne Sammtkappen mit einem Ramm rückwärts, im Winter eine grüne oder blaue Tuchkappe mit Pelzbeschlag, den man über die Ohren ziehen konnte. An alten Leuten kann man diese noch heutzutage beobachten. Die nicht gar zu breite Leinenhose — „bize“, von welchem Namen die stark verbreiteten Eigennamen Bezjak, Bizjak (*Wesiag*, *Wisiak*) abgeleitet werden — reicht bis über die Knie. Über die Hose fällt ein bis zum Knie reichendes, aus Hausleinwand gefertigtes Hemd, welches im Stainzthale etwas kürzer gehalten ist. Ein rother Gürtel hält dasselbe fest. Sonntags und im Winter schützt den Oberkörper eine rothe, bis zum Gürtel reichende Weste. Den Anzug vervollständigt im Pößnitzthale ein blauer Mantel, im Stainzthale ein schwarzer Pelz, doch begnügen sich manche auch mit kurzen Spensern. Die Frauen trugen blaue Tuchjanker mit rothen dicken Säumen und hohe Stiefeln mit hohen hölzernen Absätzen; den Kopf bedeckten sie noch jetzt mit weißen Kopftüchern, deren Ränder farbig ausgenäht sind. Bei Polstrau (*Središće*) kleidet man sich auch meistens in Leinwand; die Frauen bedeckten den Kopf mit einem weißen Kopftuch, den Oberkörper mit einer bis an

die Mitte der Lenden reichenden Foppe. Einen bis zu den Knien reichenden mit gelben Schnüren verschnürten Rock nannten sie „december“; die Männer steckten die Leinwandhose in die Stiefelröhren.

So lange die Regenschirme nicht in Gebrauch gekommen waren, bildete ein breitkrämpiger Hut bei Männern, ein Leintuch bei Frauen den einzigen Schutz gegen den Regen, während sich Hirten Regenmäntel aus Binjen oder Lindenbast herstellten (šeprun), indem sie an einen Strick von der Länge der Halsweite den Bast festbanden und über die Arme und den Oberkörper hängen ließen, wie man etwa Heu- und Strohschuber dadurch gegen die Nässe zu schützen sucht, daß man die oben herausragende Stange mit einem Strohbüschel umbindet, den man an den Seiten hinunterhängen läßt. In der Kohitscher Gegend waren schon früher bei den Weibern großbeklümte Röcke bevorzugt und trugen die Hausfrauen am Gürtel an einer Kette ein Messerchen.

Der Grundtypus des Hauses besteht aus einem Vorraume, der zugleich als Küche dient, von welchem aus man nach der einen Seite in das Wohnzimmer, nach der anderen in die Vorrathskammer gelangt. Eigene Küchen finden sich in den wenigsten Bauernhäusern, da der vom Vorraum aus heizbare große Ofen zugleich als Kochplatz dient, nur auf dem Bachergebirge trifft man noch hier und da den Feuerherd mitten im Wohnzimmer; über demselben fängt ein Ziegeldach den Rauch auf und leitet ihn ab. Im Allgemeinen zeigt sich jedoch das Streben, das Wohnhaus immer behaglicher einzurichten und auch in den Wirthschaftsgebäuden Verbesserungen anzubringen, so daß in den reicheren Gegenden manches Bauernhaus sich auch eines vornehmen Besuches nicht zu schämen braucht.

Wo die Viehzucht auf höherer Stufe steht, zeigt sich auch an den Stallungen das Streben, dieselben so rationell als möglich herzustellen. Als Baumaterial ist das Holz besonders beliebt, weil es die Wärme besser hält und der Bau leichter vor sich geht, doch wird bei Neubauten der Stein und Ziegel vorgezogen oder sonst wenigstens das Holz mit Mörtelbewurf verkleidet. In einigen holz- und steinarmen Gegenden bildet man die Seitenwände aus gestampfter, mit Stroh gemengter Erde. Die Bedachung liefert Stroh, obwohl ein Ziegeldach den Stolz des Hausherrn ausmacht, Schindeln werden wegen ihrer Feuergefährlichkeit gerne vermieden. In den Gebirgsgegenden, wo es schwer fällt, für das Wohnhaus und die Nebengebäude einen genügend großen ebenen Platz zu finden, werden wohl die Tennen und die Vorrathsräume für Stroh und Heu gerne in das erste Stockwerk verlegt und zu denselben Zufahrtsbühnen eingerichtet. Ist der obere Raum bewohnbar, so bringt man gerne einen nach außen offenen Gang an, der auch zum Trocknen der Feldfrüchte und der Wäsche benützt wird, oder stellt man zu ersterem Zwecke eigene sogenannte Harpfen her. Dies geschieht hauptsächlich dort, wo die Niederschläge

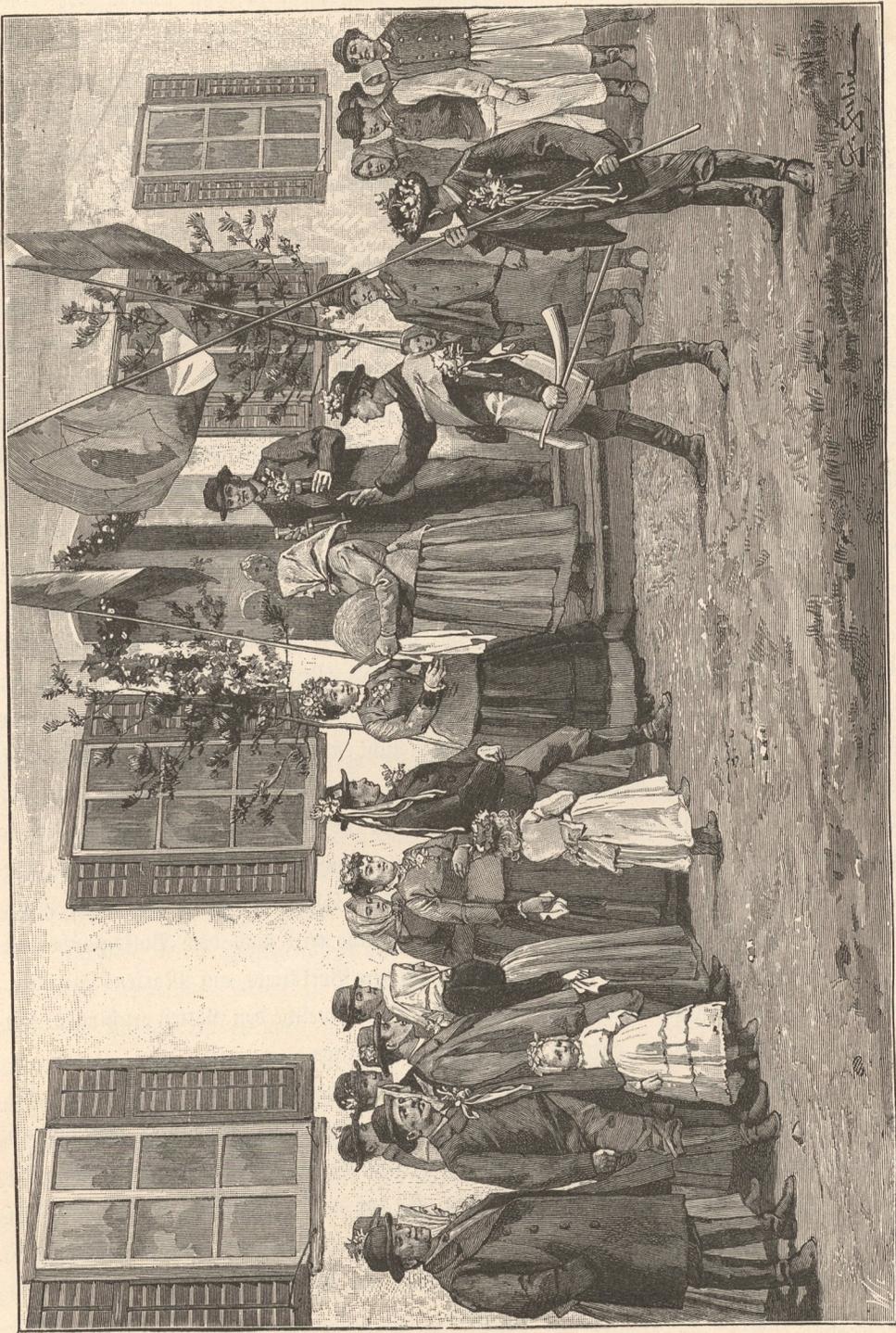
häufiger sind und das Trocknen des Getreides auf dem Felde nicht thunlich machen. Auf das Äußere des Hauses verwendet man besondere Sorgfalt; die weiblichen Hausbewohner erachten es als ihre erste Pflicht, auf Reinlichkeit und Nettigkeit zu sehen, — ist ja ein nettes Haus die beste Empfehlung für eine heiratsfähige Tochter. Im Frühjahr müssen sie demnach auch die Holzhäuser frisch tünchen und den Sockel mit dunkler Farbe anstreichen, und zeigen manche eine gar nicht geringe Geschicklichkeit, das Haus durch farbige Linien und Arabesken herauszuputzen. Einige sorgsam gepflegte Blumentöpfe mit Nelken und Rosmarin vervollständigen den angenehmen Eindruck, welchen ein so herausgeputztes Heim auf den Wanderer hervorbringt. Eine nur noch seltene Sitte findet sich noch dort und da, daß man nämlich die Fleischkammern neben dem Wohngebäude auf einem Balken in Form eines Taubenfogels, zu dem man nur mittels einer Leiter gelangen kann, herstellt.

Die Einrichtung ist eine recht einfache, ein Tisch, Truhen, Bettgestelle, einige Kasten machen das Mobilar aus; um die Wände und den Ofen laufen breite Bänke, die im Winter oft auch als Betten dienen. In der Ecke, wo der Tisch steht, finden sich das Crucifix und rechts und links von demselben Heiligenbilder. Die Vermöglicheren sorgen natürlich für ihre Bequemlichkeit auch besser, manche verfügen sogar über eigene Fremdenzimmer, welche mit allem Nothwendigen sehr gut ausgestattet sind.

Der Bauer lebt fast ausschließlich von den Früchten, welche ihm sein eigener Grund und Boden liefert, manche besorgen selbst das Mahlen des Getreides auf eigenen Handmühlen (Zrmlja) und bereiten sich auch den Brei auf eigenen Stampfen, welche mit dem Fuße in Betrieb gesetzt werden. Jede sorgsame Hausfrau ist auch darauf bedacht, daß sie stets einen genügenden Vorrath an eigenem Gespinnst und Hausleinwand im Kasten habe.

In Bezug auf die Nahrung sind die Slovenen sehr mäßig. In den Gebirgsgegenden liebt man stark geschmalzene Speisen und ißt öfter des Tages, in den Weingegenden sind dagegen die Winzer — der Noth gehorchend — wahre Muster von Anspruchslosigkeit, da sie oft nur einmal des Tages kochen und sich zu den übrigen Mahlzeiten mit den Resten der ersten begnügen. Fleisch kommt nur zu Festtagen und in der Faschingszeit auf den Tisch, wenn jeder, der es halbwegs erschwingen kann, ein oder auch mehrere Schweine schlachtet, um sich mit Fleisch und Fett für das ganze Jahr zu versorgen. Mancher vergißt dabei auch wohl der mageren Zukunft und zehrt mit Freuden von dem Segen Gottes, bis die Vorrathskammer vorzeitig leer wird. Unter den Mehlspeisen sind am beliebtesten die „gibanice“, welche aus mehreren Lagen feinen Teiges bestehen, zwischen welche Käse und Rahm mit Zuthat von Nüssen und dergleichen gestrichen wird, und die „kvasenice“ und „krapci“, gebackene, mit Eiern, Käse und dergleichen bestrichene Speisen.

Das Leben des Menschen umgibt der Volksglaube der Slovenen mit mancherlei sinnigen althergebrachten Gebräuchen, deren Sinn und Zweck dem Verständniß allerdings



Eine Hochzeitsscene.

schon entrückt ist, welche man auch selbst schon nicht mehr so ernst nimmt, aber doch, wenn auch mit ungläubigem Lächeln, beobachtet. So erzählt man sich noch immer von dem wunderbaren Schalten und Walten der Geburts- und Schicksalsfrauen „Rojenice“ und „Sojenice“, welche dem Erdenpilger gleich bei dessen Geburt das Schicksal bestimmen. In den Gebirgsgegenden führen diese den Namen weiße Frauen (bele žene) und haufen auf den höchsten Berggipfeln, sind von schlankem Körperbau, besitzen lange Haare, sind weiß gekleidet und können durch die Luft fliegen.

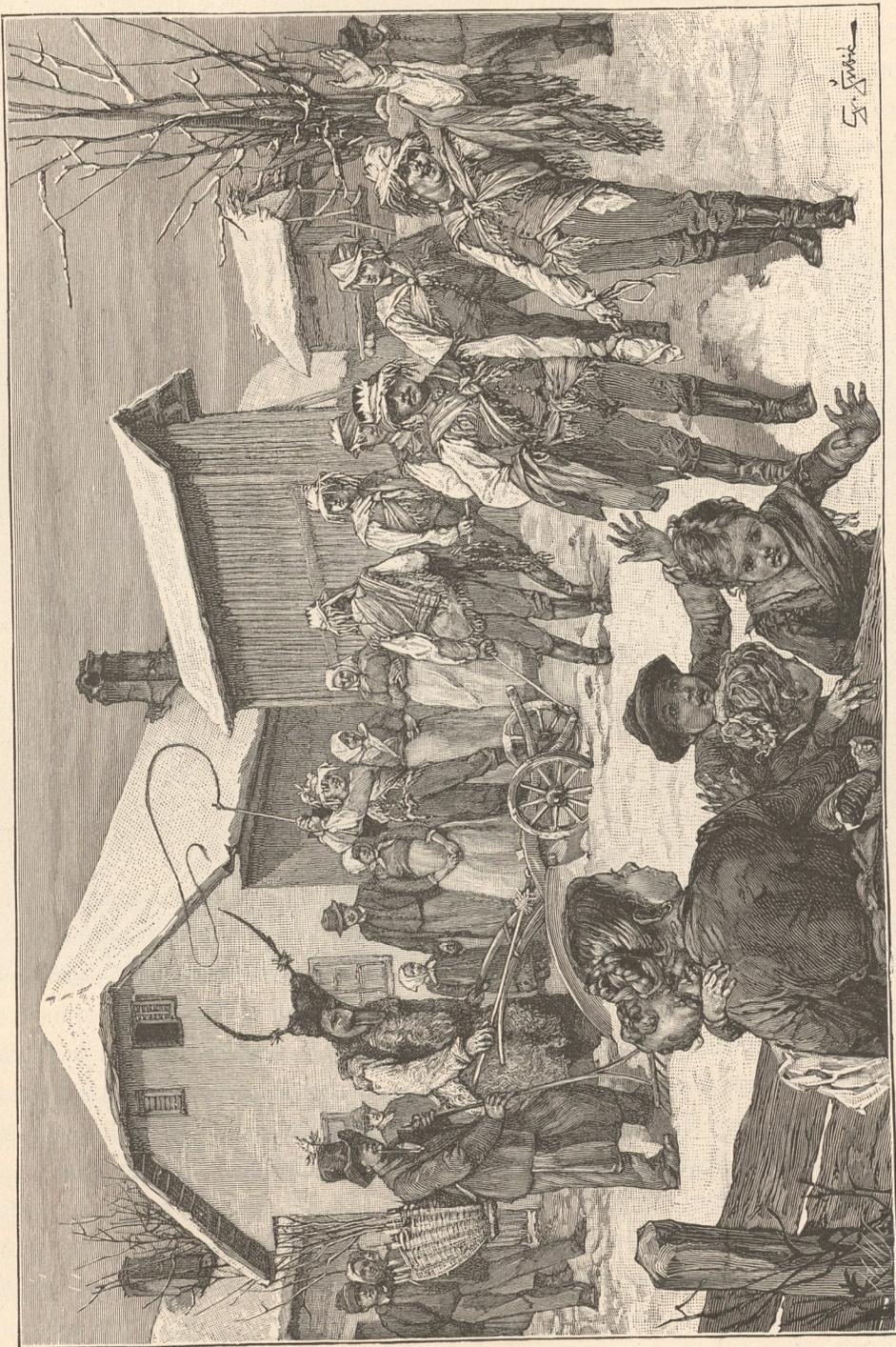
Bei Eintritt der schweren Stunde ruft die Bäuerin die Pathin und die Wehmutter ins Haus, welche alle Hausbewohner aus dem Zimmer schaffen, um das Kind vor dem Blicke unberufener Augen zu schützen. Einige Münzen, ins erste Bad geworfen, sollen dem Kinde Reichthum bringen. Die Taufe wird so schnell als möglich vorgenommen, die Pathin trägt das Kind, die Wehmutter aber eine Flasche, eine Kerze und ein weißes Tuch. In der Flasche soll sie stärkenden Wein für die Wöchnerin mitbringen, die Kerze wird angezündet, wenn jemand entgegenkommt, damit derselbe keine Macht über das Kind erhalte, da das am liebsten sich erfüllt, was die Begegnenden von einem Ungetauften denken; das weiße Tuch soll dagegen zeigen, daß ein unschuldiges Kind zur Taufe getragen wird. Erst nach der heiligen Handlung stillt die Mutter das Kind, denn es könnte unerfüllt werden, wenn dies früher geschähe. Eine Woche darauf sendet die Pathin der Mutter zwei große Laibe Weißbrod (pogača) und zwei Ellen feines Leinen, dem Täufling aber einige Ellen Leinwand zum Geschenke. Die Wöchnerin wird bis zu ihrer Vorsegnung mit Wein bewirthet und darf die Hauschwelle nicht überschreiten, damit kein Unglück über das Haus komme; das Kind wird, wenn es männlichen Geschlechtes ist, gerne in männliche Kleidungsstücke gehüllt, damit es später nicht zu sehr nach der schöneren Menschenhälfte schiele; auf ähnliche Weise sucht man auch die Mädchen zu schützen. Die ersten sechs Wochen darf man das Kind nicht allein lassen, damit es die wilde Frau (divja žena) nicht raube oder gar ersticke. Der Pathe tritt nach dem Volksglauben in enge Verwandtschaft mit dem Täufling, so daß nach dem Volksliede, auf Mariens Fürbitte, alle Seelen aus der Hölle entlassen wurden bis auf jene, welche den Gatten erschlagen, sich mit dem Pathen vergangen oder an Gott verzweifelt hatten.

Kommt für den Jungen die Zeit heran, da ihn der Kaiser vorruft, um ihm die Vertheidigung des Vaterlandes anzuvertrauen, so darf er sich schon unter die Jugend mischen, die Samstag Abends auf dem Dorfplatze ihre Gefänge erschallen läßt. Aber auch da hat er den Befähigungsnachweis zu liefern. So lag und liegt noch z. B. in Oberburg ein 150 alte Pfund schwerer Stein vor einem Hause, an welchem der Burfsche zuerst seine Kraft erproben muß, ehe ihn die älteren Kameraden als ebenbürtig betrachten. Nun darf er auch unter Liebchens Fenster, aber bei Leibe nicht außer der eigenen Gemeinde, denn

würde er betroffen, folgte zum mindesten ein kaltes Bad am nächsten Brunnentrog oder andere noch weniger angenehme Zurechtweisungen — die Bursche sind alle kriegerisch und dulden keine Eindringlinge. Mit schwerem Herzen geht es sodann zur Assentirung; für den Tauglichen ist es eben auch nicht angenehm, auf ein paar Jahre den Seinen Lebewohl sagen zu müssen, und bei der Prüfung fällt schon gar niemand gerne durch. Endlich ist auch für den Fehlerlosen die Militärdienstzeit überstanden, mit erweitertem Gesichtskreis und einer Fülle von Erfahrungen kehrt der reife Mann zu den Seinen zurück und greift fröhlich wieder zur altgewohnten Beschäftigung, denn nun blüht ihm die Aussicht auch bald sein eigener Herr zu werden, wenn ihm die Eltern das Anwesen übergeben und es nicht vorziehen, das Regiment im Hause selbst weiter zu führen. Bei der Wahl der Lebensgefährtin spielt die Liebe oft eine geringe Rolle, denn das Haus braucht nicht nur eine tüchtige Hausfrau, sondern auch eine entsprechende Mitgift. Gewöhnlich lenken daher die Eltern selbst oder der Vormund die Blicke des Ehestandscandidaten auf das passende Mädchen. Der Bursche geht am Mittwoch oder Samstag Abends in Begleitung eines erfahrenen, angesehenen, redengewandten Mannes auf Brautschau (na ogleđi). Der Sprecher bringt nach mancherlei Umschweifen das Anliegen vor und erhält die Zusage, deren er sich in der Regel schon im voraus versichert hat. Nach den nöthigen Schritten bei den Behörden beginnen die Vorbereitungen. Der Bräutigam wählt sich zwei Brautführer (družba), die Braut zwei Brautjungfern (svatevca) und beide gemeinsam zwei Hochzeitslader (pozavěin). Diese zwei staffiren sich zu ihrem Amte besonders heraus. Die Hüte zieren natürliche oder künstliche Blumen, von den Schultern wehen lange Seidenbänder, vom Rock ein buntes Tüchlein. Bei Friedau führen sie einen Stock mit einem daran befestigten Strauße und einem Glöcklein daran. In der Murgegend erhalten sie eine Trommel und eine Trompete und ziehen mit einer vollen Flasche unter Trommeln, Blasen, und Lärmen von Haus zu Haus, um die Hochzeitsgäste einzuladen. In langer launiger Rede begrüßen sie die Hausgenossen und bringen endlich ihr Anliegen vor, um nach einer reichlichen Bewirthung weiter zu ziehen. Damit ist jedoch ihr Amt noch nicht zu Ende, denn ihre Aufgabe ist es auch, das nöthige Fleisch, den Wein, Tische und Stühle und alles Tischgeräthe herbeizuschaffen. Am Vorabend der Hochzeit werden beim Bräutigam während eines fröhlichen Mahles die Anordnungen für den Festzug getroffen und am nächsten Morgen setzt sich der Festzug mit der Gemeindefahne an der Spitze — im Stainz- und theilweise auch im Pöbñitzthale hat nämlich jedes Dorf von altersher sein eigenes, gewöhnlich scherzhaftes Wappen — unter dem Krachen der Pistolen mit Musikbegleitung in Bewegung. Bei Friedau fährt man hier und da noch mit einem Ochsenviergespann um die Gäste. Die Thüre des Brauthauses ist jedoch geschlossen und wird erst nach mancherlei witzigem Parlamentiren geöffnet, wobei im Westen des Landes die Braut zuletzt mit

einem Glase Wein und einem Rosmarinzweig in der Hand erscheint und den Wein dem Bräutigam und dieser dem Altvater (staresina) übergibt, welcher es auf das Wohl des Paares und der Gäste leert. Während die Braut von den Ihrigen Abschied nimmt, singt man eigene Lieder, bis endlich der Zug sich zur Kirche bewegt, wobei die Bursche aus den Dörfern, welche passirt werden, manchen Schabernack aufführen. Während der Trauung tanzt bei Pettau der Fahnenträger mit seiner Fahne vor der Kirche. Derselbe erscheint da und dort auch noch zu Pferde. Eigenthümlich ist es, daß man in der Murgegend den Brautzug so einzurichten strebt, daß man der aufgehenden Sonne entgegenfährt und zu diesem Zwecke selbst einen weiten Weg nicht scheut. Nach dem Segenstrunk in der Kirche geleitet man die Braut in ihre neue Heimat. Auf der Hauschwelle wird sie mit einem Brotlaibe empfangen, das sie auseinander schneiden muß, zum Zeichen, daß sie nun die Wirthschaft übernimmt. In einigen Gegenden muß sie zuerst in die Küche gehen und von dem Sauerkraut kosten, damit das Kraut besser gedeihe, dabei theilt sie unter die Mägde Geschenke aus oder wirft wie in der Kollos auch ein Geldstück in das Feuer, eine alte Erinnerung an die Feueropfer. Das Festmahl dauert oft mehrere Tage, für arme Leute wird deshalb unter den Nachbarn hier und dort eine Sammlung eingeleitet. Am zweiten Morgen suchen Witzbolde aus den Häusern der nächsten Gäste allerlei Gegenstände unbemerkt zu enttragen, um sie sodann unter allgemeiner Heiterkeit zu versteigern. Natürlich kauft jeder Eigenthümer das Seine wieder zurück und darf auch den Preis schuldig bleiben. Aber auch die Diebe gehen nicht straflos aus; sie werden ohne Erbarmen zu Stockstreichen verurtheilt, nur schützt den Delinquenten ein unterschobenes Polster vor den Folgen der Execution, wenn nicht etwa ein Spatzvogel vor dem letzten Streiche das Polster blitzschnell wegreißt und dem armen Sünder doch noch zur Strafe verhilft. So vergeht das Fest unter allerlei Kurzweil, unter Tanzen, Singen und Schießen bis die Gäste sich entfernen. Am ersten Sonntag nach der Hochzeit bewirthen die Brautleute das Gesinde und den Altvater. — Der Hochzeitskuchen, der mit selbstgefertigten künstlichen Blumen und mit Figuren von Hausthieren geschmückt ist, heißt „hosman“. Der Altvater legt ihn der Braut vor dem Schlafengehen in den Schoß, während die weiblichen Gäste ein altes Lied dazu singen. Die Braut übergibt den Kuchen dem Bräutigam und nun singen die Männer ein Lied, in welchem sie Glück und Segen für den Ehemann erflehen. Dieser legt den Kuchen zuletzt auf den Tisch. Unter den sonstigen Gesängen, welche bei dieser Gelegenheit erschallen, gibt es nicht wenige, welche an alte, nun schon verschollene Gebräuche erinnern, wie an das Beschenken der Gäste u. s. w., wie solche bei den Südslaven noch jetzt bestehen.

Den Tod denkt man sich als weiße Frau (smrt, weiblichen Geschlechtes) von ungeheurer Schnelligkeit. An Kreuzwegen, wo sich auch die Seelen der Abgeschiedenen



Der Zug der Flüchtler.

versammeln, erscheint sie. Abends versammeln sich die Nachbarn im Trauerhause, beten für des Todten Ruhe und singen. Am Begräbnistage früh legt man den Todten in den Sarg und stellt denselben vor die Hausthüre, wo ein redegewandter Mann die guten Eigenschaften des Todten feiert und Abschied von ihm nimmt. Das Forttragen der Leiche soll den Haushieren gemeldet werden. Das Begräbniß findet gewöhnlich Vormittags statt, da um 12 Uhr die Todten den neuen Ankömmling begrüßen kommen und es für diesen leichter ist, einen solchen Besuch bei Tag als in der Nacht zu empfangen. In der Gegend von Gonobitz herrscht der Glaube, daß der zuletzt Begrabene so lange an dem Friedhofsthore Wache halten muß, bis der nächste begraben wird. Nach dem Begräbniß versammeln sich die Verwandten zum Todtenschmaus („sedmina“, in der Murgegend „karmine“), eine Erinnerung an die alten heidnischen Todtengebräuche.

Die Seelen ungetauft gestorbener Kinder fliegen des Abends unter Zischen und Pfeifen durch die Luft. Das Volk nennt sie „Movje“ oder „Žive.“ Wer sie hört und aus einem klaren Bache Wasser nach ihnen spritzt und dazu die Taufformel sagt, kann sie erlösen. Jedenfalls darf man nicht pfeifen, wenn man sie hört, oder über sie spotten, denn es ging sonst schlecht.

Das Volk ist sehr gesangliebend und sieht die ganze Natur mit poetischen Augen an. Die Vögel reden ihm eine verständliche Sprache, die Goldamsel erzählt dem Hirten, wo sich die verlorene Stute befinde, die Lerche fordert den Ackermann zur Saat und zur Arbeit auf, die Wachtel spottet der säumigen Arbeiter; am eigenthümlichsten ist es jedenfalls, daß man der Lerche nachsagt, sie sänge beim Aufsteigen, sie wolle den Herrgott erschlagen, bereue aber ein solches Beginnen, da sie sich beim Niederfliegen gleichsam entschuldigt, sie habe die Keule dazu vergessen.

Ebenso wirken in dem Festkalender noch alte heidnische Naturanschauungen, verflärt durch den Einfluß des Christenthums nach. Weihnachten (božić, ein Verkleinerungswort aus Bog, Gott) ist so heilig, daß Derjenige, welcher an dem Tage stirbt, geradenwegs in den Himmel kommt. Darum ist sie auch zur Erforschung der Zukunft besonders geeignet. Spaltet man vor dem Gange zur Mette sechs Buchenklöße und legt dieselben nach der Reihe der Monate von Osten gegen Westen nebeneinander und streut auf jedes Stück ein Häufchen Salz, so erkennt man die feuchten und regnerischen Monate des künftigen Jahres, denn auf deren Klößen ist das Salz zerfließen. Daselbe kann man auch mit Zwiebelhälften erforschen. Als Festbrot bäckt man noch theilweise den „kuc-kruh“, doch kennen wenige Hausfrauen die dazu nöthigen Ingredienzien. Das Haus wird geschmückt, die Krippe in der Ecke des Zimmers aufgestellt und eine Taube als Sinnbild des heiligen Geistes über dem Tische aufgehängt. Abends deckt man den Tisch und legt drei Laibe Brod darauf, eines aus Roggen, das zweite aus Heiden- und das dritte aus

Weizenmehl. Das letztere heißt Weihnachtsbrod (bozičnik) oder auch das starke Brod (močni kruh) und darf erst am Feste der heiligen drei Könige angeschnitten werden, während dies mit den zwei ersteren schon am Neujahrstage geschieht. Die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönig heißen die Wolfsnächte (volčje noči), denn zu der Zeit hat der „Čert“, ein böser Geist, Macht über die Schlechten. Er kommt zum Hause und führt die Seinen fort, jagt sie in ein großes Wasser und verwandelt sie dann in



Der Umzug des „grünen Georg“.

Wölfe. In dieser Zeit ziehen die Neujahrssänger (koledniki), Knaben in ungerader Zahl, ihr Anführer heißt in einigen Gegenden „Volčko“ (Wölflein), von Haus zu Haus und singen ihre Wünsche, wofür sie beschenkt werden. Ebenso ziehen die heiligen drei Könige und zu Lichtmess die „svečari“ (Lichtmesssänger) herum. Am letzterem Tage sucht man sich Glück und Segen dadurch zu sichern, daß man gleich nach dem Aufstehen eine geweihte dünne Kerze dreimal um die Brust, dreimal um die Hand und dreimal um den Fuß windet (čučkanje).

Der Fasching ist die Zeit der allgemeinen Freude, die Bursche knallen mit langen Peitschen und veranstalten für den Faschingsdienstag mancherlei Mummereien. Mit

kreuzweis über den Rücken gebundenen bunten Tüchern, den Hut mit Bändern geschmückt, ziehen die Pflüger (orači) mit einem Pfluge durch das Dorf. Ein als altes Weib verkleideter Bursche sammelt in einem Rückenkorb Gaben; ein „Kurent“, angethan mit einem verkehrten Pelze, mit einer Larve und mächtigen Hörnern auf dem Kopfe und einer Ruhglocke am Gürtel, bewaffnet mit einem Stock, an dessen Ende eine Zigelhaut genagelt ist, begleitet sie; manchmal schließt sich auch eine Schar reitender, als Weiber verkleideter Bursche an. Im Hofe zieht man Furchen in den Schnee und säet Rübensamen (gewöhnlichen Sand), damit die Rüben gedeihen. Kaum sind die Pflüger vorbei, kommen Kameele (gambela) und ähnliche Ungethüme daher, welche es besonders auf die Kinder abgesehen haben. Der Abend wird sodann bei einem Festmahle beschlossen, wobei mancher des Guten zu viel thut, da für die Fastenzeit kein Fleisch übrig bleiben darf. Zu Mittfasten wird die „Alt zerfägt“ (babo žagati). Auf einer Brücke wird ein Strohpopanz in Gestalt eines alten Weibes entzweigesägt und dann ins Wasser geworfen. Am Palmsonntag darf man ja nicht vergessen, Palmkätzchen weihen zu lassen, denn das geweihte Holz schützt das Haus vor Feuer und Blitz.

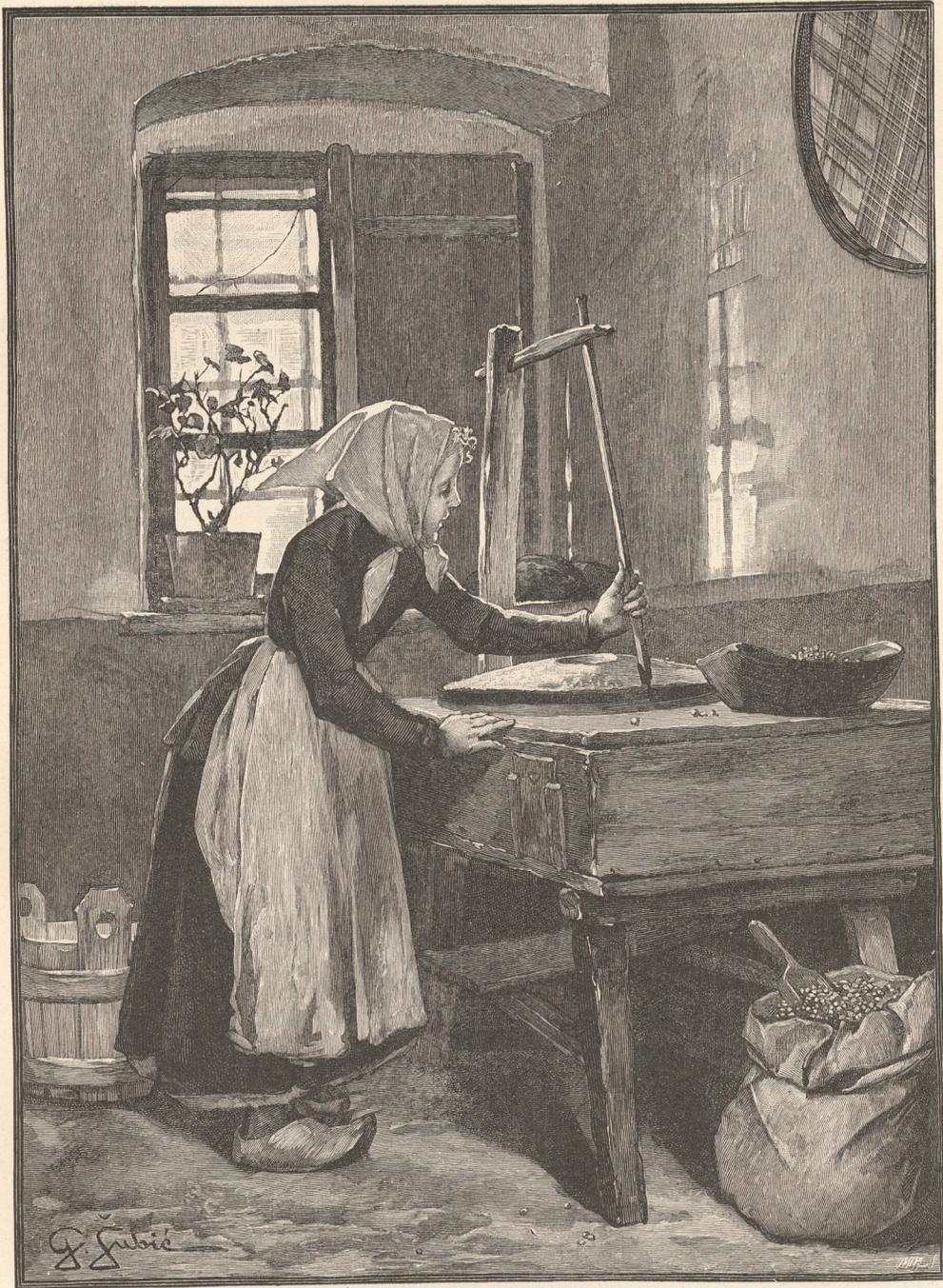
Zu Ostrn bäckt man radförmige Kuchen (kolač), färbt Eier roth und trägt alles dies sammt Feischspeisen zur Weihe. In aller Früh glühen auf den Bergen die Osterfeuer und begrüßt das Krachen der Pistolen das Fest, welches im Slovenischen in Erinnerung an die Auferstehung des Herrn „velika noč“ (große Nacht) heißt.

Der eigentliche Frühlingspatron ist der heilige Georg. An seinem Feste wird das Weidevieh mit frischen Kränzen geschmückt und zieht der „grüne Georg“ (zeleni Juri) herum. Ein Bursche wird nämlich mit grünen Buchenzweigen oder Blumen unwunden und zieht in Begleitung von einigen Musikanten im Dorfe herum; vor jedem Hause tanzt er und schwingt seinen blumen- und bändergeschmückten Stock, während die Begleiter singen und um Eier und Schmalz bitten. Vor diesem Tage haben die Schlangen kein Gift.

Am Tage des heiligen Florian dürfen nicht die Weiber in der Früh das Feuer entzünden, sondern kommen die Bursche, dies zu besorgen, wofür sie mit Eierkuchen bewirthet werden.

Das Pinguistfest feiern auch die Hirten auf besondere Weise. Ein Theil des Weideplatzes wird für diesen Tag reservirt, wer zuerst sein Vieh austreibt, darf es dort grasen lassen. Kommt aber ein Mädchen zuerst, so wird es mit Kränzen geschmückt und unter Gesang und Rauchzen nach Hause geleitet. Sie führt den Namen „lepa Leksa“ (die schöne Leksa) und ist die Hirtenkönigin bis zum nächsten Jahr.

Den Mittelpunkt der sommerlichen Feste bilden die Sommwendfeuer (kres). Vor einigen Jahren zogen an diesem Tage noch Mädchen in den Hain, zündeten ein Feuer an und tanzten singend um dasselbe, worauf sie ein Festmahl hielten. Diese Zeit gilt dem



Die Handmühle.

Volke als die heiligste im Jahre, die Feuer sollen zu Ehren des Kresnik, auch Krstnik, angezündet werden, der vor Zeiten, als die Erde noch mit Wäldern und Moräften bedeckt war, viele Ungeheuer und giftige Schlangen erlegt haben soll. Die Frauen werfen Eisenkraut in die Gluth, um gegen Unglück gefeit zu sein, die Bursche suchen dabei die Mädchen mit Wasser zu begießen und springen über das Feuer, über welches man vordem auch das Vieh trieb.

Die schwere sommerliche Arbeit beschließt ein Fest nach Beendigung des Drusches (domlatki); im Herbst bildet die Weinlese mit ihren Freuden den Schluß der Arbeit in den Weingegenden, während im Gebirge nach dem Einbringen der Streuvorräthe der Abschluß der Arbeit gefeiert wird. So rückt der Winter heran, der jedoch auch für Jung und Alt zu Martini und Mikolai freudige Ruhepunkte bringt und zu Weihnachten wieder sich einfügt in den Festkalender des Jahres.

Das Volk beschäftigt sich hauptsächlich mit der Landwirthschaft, die Industrie ist nicht bedeutend, der Bergbau liefert nur Kohle. Vor nicht gar langer Zeit betrieb man an der Drau bis über Pettau hinauf noch die Goldwäscherei. Dann und wann kommen Goldwäscher auch jetzt noch aus Kroatien herauf, die Einheimischen haben jedoch diesen Erwerbszweig als zu wenig lohnend aufgegeben, so daß nur der Name des Dorfes „Zlatoliče“ (Golddorf, verberbt aus Golddorf) bei Pettau daran erinnert. Mit Kahn und Werkzeugen kommen die Goldsucher zu Wagen angefahren, schicken das Gefährte zurück und beginnen ihre Arbeit. Zu drei Personen zusammen entfernen sie den groben Schotter und bilden Haufen von feinem Sande. Ein dickes Brett von etwa 70 bis 80 Centimeter Breite und 1·2 Meter Länge, dessen Oberfläche mit horizontalen Sägeschnitten versehen ist, wird als schiefe Ebene aufgestellt, auf welche ein Arbeiter Sand wirft, während ein zweiter Wasser darauf gießt und ihn dadurch abschwemmt. Die in den Einschnitten zurückbleibenden Goldkörner werden sodann in Quecksilber amalgamirt und an die Münze in Esakathurn verkauft. Der Verdienst wird auf 80 Kreuzer per Arbeiter und Tag geschätzt, besonders günstige Umstände sollen aber sogar einen Ertrag von täglich 2 Gulden ermöglichen. Im Volksmunde leben noch viele Sagen und Märchen, die zum Theil noch des Forschers harren. Der Nationalheld der Slovenen ist „Kralj Matjaž“ (König Matthias), dessen Urbild wohl in das graue heidnische Alterthum zurückreicht, was ähnliche Züge in verschiedenen anderen slavischen und nichtslavischen Sagen beweisen. Auf die Gestaltung desselben hatten die Thaten des Königs Matthias Corvinus und der Gillier Grafen einen besonderen Einfluß. Am nächsten verwandt ist die südslavische Sage von dem Königssohn Marko (Marko Kraljević), der auch den Slovenen nicht unbekannt ist. Die Liebe des Volkes erwarb sich der Held Matthias durch seine Gerechtigkeit und seine Tapferkeit im Kampfe gegen die Türken. Wie Barbarossa und Marko ist er nicht gestorben,

sondern schläft mit seinem Heere im heiligen Berge (Sveta gora) und wird dereinst wieder hervorkommen, alle Feinde besiegen und der Welt den ewigen Frieden bringen. Unter den übrigen Sagen ist die vom Glasberge überall verbreitet. Dieser befindet sich weit wo im Morgenlande. Auf demselben steht das goldene Schloß Krznik's, vor demselben ein Apfelbaum mit goldenen Früchten. Wer dorthin gelangt und einen Apfel bricht, stirbt nicht. Auf dem Bachergebirge haust noch die „Vehtra baba“, sie kann das Hundegebell nicht leiden und segnet den Hirten die Herden, wenn sie ihr Gluck bringen, welchen sie gerne spinnt. Sie rufen dieselbe auch um Regen an, indem sie ein Mädchen mit einem Binseumantel bekleiden, es mit Wasser begießen und ein Lied singen, in welchem sie die Vehtra baba um Regen bitten und ihr Gluck versprechen. Wenn es blizt und donnert, kämpfen die Geister Kombat und Krznik mit einander. Nach einer anderen Version verfolgt dagegen Gott den Bösen mit dem Blize, deshalb halten es Einige nicht für gerathen, sich während des Blizens zu bekreuzen, da der Böse sich gerne hinter einen solchen Menschen versteckt, um nicht getroffen zu werden. In den Wäldern treibt auch der Čatež, halb Mensch, halb Bock, sein Wesen, dort wohnen auch die wilden Frauen, Dimek, ein schwarzer Unhold, Laber, ein freundlicher weißer Zwerg, der wilde Mann (Divji mož), die Polkonji (halb Pferde, halb Menschen) und die Pesoglavec (Hundsköpfe), zu Mittag erscheint im Sommer die „Preglavica“, ein Weib ohne Kopf, am Abend schreckt die Puga die Menschen, in den Häusern treiben Kobolde (Šetek, Dedek) ihr Unwesen, die Torklja verfolgt die Weiber, welche Samstag Abends zu lange arbeiten, der Škrat bringt Jenem Geld, der ihm seine Seele verschreibt; im Wasser hält sich der Wassermann (Povodnji mož oder Gestrin) auf, ihm muß der Fischer Geschenke ins Wasser werfen, will er einen reichen Fang machen. So ist die ganze Natur mit allerlei guten und bösen Geistern erfüllt, welche jedoch nur in der Erinnerung des Volkes leben, der Glaube an sie ist geschwunden.

Die Sprache der Slovenen.

Die Slovenen nennen ihre Sprache slovenski jezik, die slovenische Sprache. Im Munde des deutschen Nachbars heißt diese Sprache die windische, in den gelehrten Schriften auch die neuslovenische. Windisch, Slovenisch, Neuslovenisch sind drei Namen für eine und dieselbe Sache. Doch bezeichnet jeder Name die Sache von einem anderen Standpunkte. Es dürfte demnach angezeigt sein, zuerst das Thatsächliche über jeden dieser Namen zusammenzustellen und darauf die Sprache selbst zu charakterisiren.

Der Name Windisch ist abgeleitet vom Substantiv Wende. Vom VI. bis zum XII. Jahrhundert wurden die Slaven von den Schriftstellern des Westens, namentlich von den deutschen Schriftstellern Wenden, Winden, in der lateinischen Form Venedi,